g.

L.eleg.g. 214 xg

Knigge

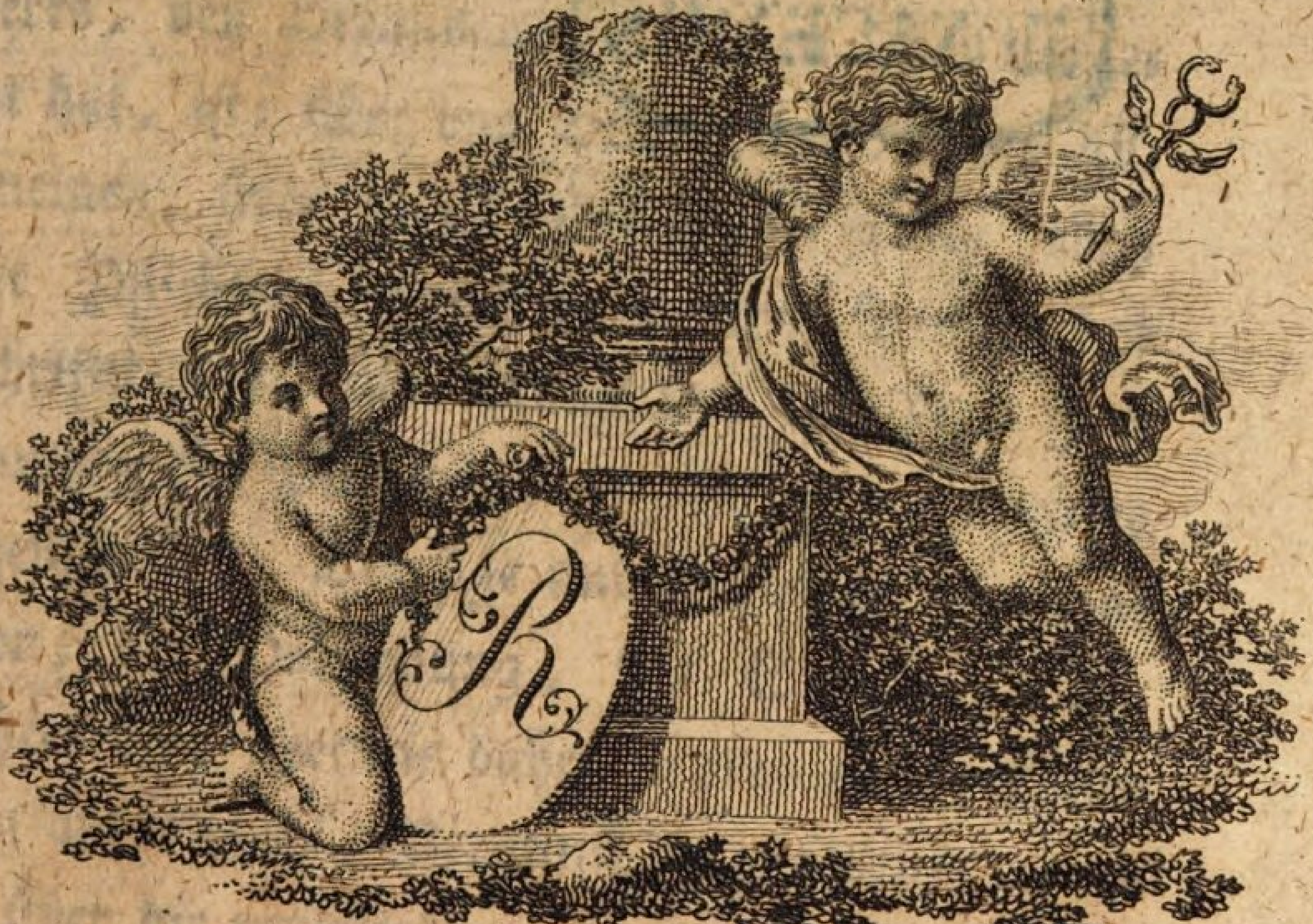
Div. p. 125

2 fecand.
679
<36606330240017
<36606330240017
Bayer. Staatsbibliothek

Ueber
Schriftsteller
und
Schriftstellerey,

von

Adolph, Freyherrn Knigge.



Hannover,
bey Christian Ritscher,
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Einleitung.

Das Ziel, welches der Verfasser dieses kleinen Werks, bey Herausgabe desselben, sich vorgesetzt hat, ist: über das Bücherschreiben im Allgemeinen, über Zweck und Ausführung dabey über Pflichten, Vorurtheile und Rechte des Schriftstellers, über billige und unbillige Forderungen des Publicums an ihn, über nöthige Eigenschaften, Vorzüge und Fehler der Composition, der Darstellung, des Styls und der Schreibart, über die daher zu erwartende Würkung auf Gefühl, Vernunft und Sitten, endlich über die verschiednen Zweige der Schriftstellerey, die auf Belehrung und Unterhaltung abzwecken, über dies alles, besonders in so fern es unsre teutsche Literatur betrifft, dem Publico

seine gesammelten Bemerkungen, zur Prüfung und Berichtigung, vorzulegen — kein vollständiges Werk; nur Bruchstücke, zu Erweckung des Nachdenkens — nicht durchaus noch nie gehörte Wahrheiten; aber doch solche, die zum Theil, bey Beurtheilung neuer und alter Schriften, wie es scheint, oft aus den Augen gesetzt, oder wenigstens nicht im Zusammenhange, in der gehörigen Beziehung auf einander, in Ueberlegung genommen werden. Wenn er dabey, nach alter teutscher Schriftsteller-Art und Weise, vielleicht ein wenig weiter ausholt, wie unsre jungen Critiker, beliebter Kürze wegen, gut zu heissen pflegen; so geschieht das nicht etwa darum, daß er auf ihre Winke nicht achtete, und ihre Geduld, bey ernsthaften Gegenständen zu verweilen, abermals auf die Probe setzen wollte; sondern weil es ihm doch nothwendig schien, erst zu einem einfachen Gesichtspuncte zurückzugehn, der den Haupt-Grundsatz bestimmen sollte, auf welchen sich alle hier gelieferte Bemerkungen stützen müssten, wenn sie nicht das Ansehn willkührlicher Behauptungen haben sollten.

II.

II.

Was ist Schriftstellerey?

Es ist ein von Priestern und Layen oft wiederholter Gemeinspruch, daß zu den edelsten Vorzügen der menschlichen Natur die Gabe gehöre, seine Gedanken durch articulirte Töne einander verständlich zu machen und zwar so, daß man nicht nur die gröbern sinnlichen Begriffe durch Worte bezeichnen, sondern auch die höhern Abstractionen des Geistes und die feinsten Gefühle der Seele auf diese Weise versinnlichen und darstellen könne.

Dies Glück aber, welches dem Menschengeschlechte mit dem Gebrauch der Sprache ist zu Theil geworden, hat noch einen großen Zuwachs durch die Schreibe-Kunst bekommen, das heisst: durch die Kunst, mit Hülfe conventioneller Zeichen, den Ausdruck unsrer Gedanken mitzutheilen, auch ohne zu reden, selbst in der Entfernung; die todte Materie für uns spre-

sprechen zu lassen, wenn wir schweigen wollen, oder nicht gehört werden können.

Dieser herrliche Vorzug gewährt uns nicht nur das Glück, auch abwesend unsern Freunden einen Theil der Vortheile unsrer Gegenwart zu schenken; er erstreckt sich auch über die Grenzen des Grabes hinaus, indem er uns in den Stand setzt, unsre Gesinnungen zu Monumenten für die Nachkommen zu machen.

Allein wie groß waren nicht, vor Erfindung des Papiers und der Buchdrucker-Kunst, die Schwierigkeiten bey dieser Mittheilung! Das Wiederstreben oder die Vergänglichkeit des Stoffs, welchem man seine Worte anvertraute, machte es unmöglich, die Abschriften so zu vervielfältigen, daß unsre Gedanken und Bemerkungen dadurch einen allgemeinen Cours bekommen und der Vergessenheit hätten trotzen können — manche wichtige Ueberlieferung, manche Sammlung der weisesten Erfahrungen, gieng in Einem Augenblicke auf immer für die Welt verlohren. Die Erfindung der Buch-

dru-

drucker-Kunst hat diese Unvollkommenheit gehoben; Nun kann jede nützliche Wahrheit zugleich Tausenden zu Theil werden, in tausend Köpfen den Keim zu neuen, fruchtbaren Nachforschungen entstehn machen; Man darf nicht in den Wissenschaften immer von unten herauf die Stuffen ersteigen; der gute Kopf kann da anfangen, weiter zu arbeiten, wo ein andrer Mann von Genie, hundert Meilen entfernt von ihm, hundert Jahre vor seiner Zeit, stehn geblieben ist; Schnell geht nun die Austauschung neuer Ideen unter den Denkern aller Nationen von Statten; ein kühner, gewagter, dunkler Satz kann in kurzer Zeit, von einem Pol zum andern, vor dem Richterstuhle der Vernunft unzählicher Gelehrten und Ungelehrten geprüft, berichtigt und erläutert werden, und keine nützliche Erfindung geht verlohren, wenn sie einmal ist bekannt geworden.

Daß nun freylich auch ein Haufen von Irrthümern, Thorheiten und gefährlichen Lehren durch die Buchdruckerey verbreitet wird und schnellern Cours bekömmt; ist schon oft als ein Einwurf gegen die Nützlichkeit dieser

Erfindung gebraucht worden; allein es würde nicht schwer werden, zu beweisen, daß die Summe der würklich schädlichen Lügen und Märchen, welche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen, weit größer ist, wie die Menge der Unwahrheiten, welche durch den Weg der Presse unter die Menschen gebracht wird. Die Ueberlieferungen hüllen sich in das Gewand des Alterthums, oder gar einer heiligen Authorität ein; Ohne Beweise, ohne historische und gelehrte Prüfung, ohne genaue Zergliederung, werden sie, gleich viel, ob verfälscht, oder nicht, aus den dunkeln Zeiten, aus denen uns keine andre Documente übrig geblieben sind, für Wahrheit angenommen. Keines gleichzeitigen Schriftstellers Werk wiederlegt den Unsinn; und man ist froh, nur das glauben zu dürfen, was nach jenen mündlichen Erzählungen in spätern Zeiten ist niedergeschrieben worden, damit man wenigstens nicht ganz unwissend in der Geschichte des grauen Alterthums bleibe; Eine gedruckte Unwahrheit, ein gedruckter falscher Satz hingegen, kömmt unzählichen Menschen vor Augen, die im Stande sind,

den Betrug eben so öffentlich zu bekämpfen und zu wiederlegen; und wer dann noch schwach genug ist, gegen das Zeugniß und die Gründe verständiger Schriftsteller, von Vorurtheilen oder falscher Beredsamkeit irregeleitet, diesen Irrthum gegen die bessere Wahrheit zu vertauschen, an dessen Ueberzeugung und Aufklärung ist wenig gelegen — Doch, hiervon, nämlich von dem Schaden, den das Bücherschreiben stiften kann, in der Folge ein Mehreres! — Kehren wir zu Entwicklung des richtigen Begriffs von Schriftstellerey zurück!

Schriftstellerey ist also öffentliche Mittheilung der Gedanken; gedruckte Unterhaltung; laute Rede, an Jeden im Publico gerichtet, der sie hören will; Gespräch mit der Lesewelt; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, können wir die Rechte und Pflichten der Schriftsteller bestimmen.

Der, welcher ein Buch herausgiebt, muß daher dieselben Vorrechte geniessen, die jedem freyen Manne, der in einer großen Gesellschaft

redet, zu Statten kommen. Er muß, auf seine Verantwortung, ungezwungen seine Meinung über alles sagen dürfen, was die Menschheit interessirt. Jedermann hat ja auch die Freyheit, ihm zu antworten, ihn zu wiederlegen. Daß ich sein Buch bezahlte, das giebt mir noch kein Befugniß, zu verlangen, daß in dem Buche Sätze stehn sollen, die mir angenehm sind; ich bezahle nicht den Inhalt, sondern nur das Vehicul, durch welches mir seine Gedanken mitgetheilt werden — Muß ich mir doch gefallen lassen, kleine Unkosten daran zu wenden, wenn ich eine Gesellschaft besuchen will, wo ich manches unnützes Wort höre, ohne deswegen nachher Denen eine Kosten-Rechnung machen zu dürfen, die mir Langeweile verursacht haben! Man vergleiche hiermit nicht den Schauspieler, den ich offenbar nur für die Art seiner Darstellung bezahle, folglich auch ein Recht habe, zu fordern, daß er hierinn etwas leiste, was des Geldes werth ist. Von jenem Privilegio aber nehme ich billig diejenigen Schriftsteller aus, welche durch pomphafte Ankündigungen und prahlerische Vorreden zu großen Erwartungen berechtigen, oder durch Unter-

terzeichnung und Vorausbezahlung, indem sie Andre verbindlich machen, ihre Waare auf guten Glauben zu kaufen, natürlicherweise sich selbst dagegen die Verbindlichkeit auflegen, auch gute Waare zu liefern.

Es ist also ungerecht, einen Schriftsteller deswegen persönlich anzugreifen, weil nicht alles neu und wichtig ist, was er sagt. Auch Schwätzer duldet man in großen Gesellschaften; Sind sie gar zu langweilige Schwätzer; so braucht man ihnen nicht sein Ohr zu leyhn. Dem schriftlichen Schwätzer kann man noch leichter ausweichen — wer zwingt mich, sein Buch durchzulesen? Es wird bald genug bekannt, was er geleistet hat und ferner zu leisten vermag. Dem aber, welcher uns angenehm und anständig unterhält, sind wir dann auch diejenige Gerechtigkeit und billige Behandlung schuldig, welche ein gesitteter gesellschaftlicher Ton fordert.

Es ist nicht alles unwandelbarer Grundsatz, was ein Schriftsteller vorträgt — Ist es doch uns auch in der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung nicht grade mit allem ein

Ernst

Ernst, was wir sagen! Man wagt wohl hie und da ein Paradoxon, oder wirft einen Satz hin, von dessen Wahrheit man noch nicht ganz überzeugt ist, um Einwürfe und fremde Meinungen zu hören, damit man seine Ideen berichtigen könne.

Wer in einem großen Cirkel von Menschen verschiedner Stimmung redet, darf nicht immer die innigste Sprache seines Herzens hören lassen. Man kann es ihm und also auch dem Schriftsteller, der sein Werk dem ganzen Publico vorlegt, nicht übel deuten, wenn er, nach Zeit und Umständen, den Ton annimt, von welchem er sich am mehrsten Würkung versprechen zu dürfen glaubt. Wir werden in der Folge sehn, wie weit diese Geschmeidigkeit, meiner Meinung nach, ausgedehnt werden dürfe.

Nun etwas von den **Pflichten des Schriftstellers**! Sie werden durch die beyden Umstände bestimmt, wodurch sich die gedruckte Unterredung von der mündlichen unterscheidet, nämlich: daß er nicht die Wahl hat, wer seine Rede hören soll, weil er nicht

in

in einer geschlossenen Gesellschaft redet, und daß sein Vortrag nicht bloß dem Ohre und dem Gedächtnisse Derer, zu welchen er redet, anvertrauet, sondern gedruckt und also ein bleibendes Monument wird. Hieraus folgt nun natürlich, daß, neben allen Pflichten, die jeder öffentliche Redner vor Augen haben muß, noch andre Verbindlichkeiten ihm besonders obliegen.

Ein Mann von Grundsätzen und gutem Tone drückt sich in einer großen gemischten Gesellschaft mit Sittsamkeit, mit Vorsicht, mit Bedacht, nicht nachlässig und nicht so aus, daß, was er sagt, nur von Wenigen verstanden werden, einzelne Personen kränken, beleidigen, beschimpfen, auf irgend eine Weise Aergerniß geben, oder Unglück stiften könne. Dasselbe kann man vom Schriftsteller fordern; und noch ausserdem, weil seine Worte nicht wieder vergessen, sondern aufbewahrt werden, daß er sich selber und das Publicum genug respectire, um sich zu enthalten, ganz unnützes Zeug zu schwatzen, das des Aufbewahrens nicht werth ist.

Nach diesem Maaßstabe würden sich alle Pflichten des Schriftstellers bestimmen lassen; allein diese Pflichten sind, so viel ich es einsehe, nur juris imperfecti; (von unvollkommner Verbindlichkeit.) Ich glaube, daß der Staat weder gerecht handelt, noch würklich Gutes stiftet, wenn er hierüber Zwangs-Gesetze giebt und dadurch den freyen Umlauf der Gedanken hemmt. Vielmehr müsste wohl jeder Schriftsteller auf seine Gefahr (das heisst, auf die Gefahr, von einzelnen beleidigten Personen gerichtlich belangt, oder von weisern Menschen wiederlegt zu werden) schreiben dürfen, was ihm beliebt — Dies wird in den folgenden Blättern vielleicht noch genauer auseinandergesetzt werden; doch werde ich meine Meinung darüber für nichts anders ausgeben, als — für meine Meinung.

So viel im Allgemeinen von dem, was Schriftstellerey ist, was für Vorrechte sie hat und zu welchen Forderungen sie berechtigt! Bey den Betrachtungen über einzelne Zweige der Literatur werde ich es versuchen, besondre Regeln anzugeben, welche auf diese allge-

meinen Grundsätze gestützt seyn sollen; wobey ich aber nochmals erinnern muß, daß, da ich nicht die Absicht habe, ein vollständiges Handbuch der Aesthetic zu schreiben, man hier nur Bruchstücke erwarten darf.

III.

III.

Von einigen nöthigen besondern Eigenschaften eines guten Schriftstellers.

Scribendi recte sapere est et principium, et fons, sagt Vater Horaz, und gewiß ist es, daß nur Der gut reden und schreiben könne, der **richtig und klar denkt.** Die tiefste Gelehrsamkeit und die ausgebreitetste Belesenheit sind noch nicht hinreichend, einen guten Schriftsteller zu bilden. Man kann viel wissen und doch nicht die Gabe haben, seine Kenntnisse Andern mitzutheilen. Hierzu gehört, neben der gehörigen Fertigkeit in der Sprache, in welcher man schreibt, vor allen Dingen eine gewisse lichtvolle Ordnung der Gedanken. Ja, die glänzendste Beredsamkeit, mögte sie auch auf einen Augenblick den Hörer oder Leser hinreissen, würkt bey weitem nicht so viel auf Einsicht und Ueberzeugung, wie ein wenig geschmückter, aber gut geordne-

ter

ter Vortrag, der den Stempel einer gesunden, nicht verwirrten, ungetrübten Vernunft trägt. Man ist zuweilen betroffen über den ausgebreiteten Beyfall, den gewisse Bücher erhalten, die dem Gelehrten und Kenner an innerm Gehalte wenig zu leisten scheinen; Man erstaunt über den Eingang, den gewisse Wahrheiten finden und über die Sensation, welche sie erwecken, indeß uns diese Wahrheiten von der alltäglichsten Art zu seyn dünken. Was ist es, das diese Würkung hervorbringt, indeß Werke, voll tiefer Gelehrsamkeit und voll neuer, kühner Ideen, unbemerkt und ungenützt bleiben? Jene lichtvolle Darstellung ist es, welche Gegenständen, die man immer nur gewöhnt gewesen ist, verwirrt oder vernachlässigt vorgetragen zu hören, nun, durch eine planmäßige, helle Behandlung, neue Annehmlichkeit giebt. Man nennt das dann einen populären Vortrag und pflegt solchen Schriftstellern nur einen untergeordneten Rang anzuweisen, indem man den Mann, bey dessen Schriften man alle Aufmerksamkeit anstrengen muß, um den Sinn seiner dunkeln Sätze zu ergründen, den Faden, an den seine Ideen angereyht sind, nicht zu verliehren,

 oder

oder überall nur einen solchen Faden zu finden, für einen viel tiefern Denker hält — Aber wie oft übereilt man sich in diesem Urtheile! Viel mühsamer ist es zuweilen, so einfach zu schreiben, daß auch der Ungelehrteste im Stande sey, wenigstens den Maaßstab einer reinen Vernunft an unser Werk anzulegen, als verwirrte Begriffe hinter sesquipedalia verba zu verstecken. Man versuche es, manche jener erhabnen philosophischen Werke in eine Volks-Sprache zu übersetzen; und man wird sich wundern müssen, welchen ärmlichen Stoff man in seinen Händen sieht, wenn man ihn in hellem Lichte betrachtet! Denn das lasse man sich nur nicht einbilden, daß es irgend eine klare Wahrheit geben könne, die sich nicht dem Fassungs-Vermögen jedes vernünftigen, wenngleich nicht gelehrten Mannes, anpassen liesse. Doch wird man begreifen, daß ich hier nur von der Verständlichkeit des Vortrags, nicht aber von richtiger Beurtheilung solcher wissenschaftlichen Gegenstände rede, die Vorkenntnisse erfordern.

Selbst hell, richtig und ordentlich zu denken, ist also ein Haupt-Erforderniß, wenn man

Andre belehren und überzeugen will; allein so gewiß dies ein Geschenk der Natur zu seyn scheint; so wenig kann man leugnen, daß man durch Uebung diese Gabe vermehren könne. Je fleissiger man sich gewöhnt, über Gegenstände nachzusinnen und diese Gedanken, um sie Andern mitzutheilen, in einen gewissen Plan zu bringen; desto größer wird die Fertigkeit im systematischen Denken und in jenem klaren Vortrage. Es geht damit, wie mit dem Talente, öffentlich in großen Versammlungen gut zu reden, das man in Ländern, wie in England, wo mehr Gelegenheit zu der Uebung in dieser Kunst ist, reichlicher ausgetheilt findet, wie in andern, obgleich es voreilig geurtheilt seyn würde, wenn man darum behaupten wollte, die Engländer seyen Alle von Natur bessere Redner und hellere Köpfe. Daher kömmt es, daß Schriftsteller, die durch ihre ersten Erscheinungen in der literarischen Welt nicht viel Aufsehn erregt haben, zuweilen durch ihre spätern Werke sich so viel Ruhm erwerben. Die größere Vertraulichkeit, die man sich mit dem Genius und mit dem Mechanismus der Sprache durch Uebung erwirbt, trägt dann auch mit dazu bey. Mancher, mit

allen Kenntnissen ausgeschmückter, heller und wohlgeordneter Kopf ist oft bloß aus Mangel an dieser Uebung nicht im Stande, sich deutlich mitzutheilen. Es fehlt ihm entweder der nöthige Reichthum an Wörtern und passenden Ausdrücken, oder die Kunst, diese harmonisch, gefällig und mit Anmuth zu ordnen.

Daß die zweyte unentbehrliche Eigenschaft eines guten Schriftstellers die seyn müsse, daß **er dem Gegenstande, den er bearbeiten will, gewachsen sey**, versteht sich wohl von selber. Es ist nicht genug, daß wir die Gabe besitzen, unsre Kenntnisse gut zu ordnen und deutlich mitzutheilen; diese **Kenntnisse müssen auch Werth haben**; sie müssen nicht unvollkommen, oder von der alltäglichen Art seyn, sonst sind sie der Mühe des öffentlichen Vortrags unwürdig. Ich würde hinzusetzen, daß sie auch **wahr** seyn müßten; allein da die Begriffe der Menschen über Wahrheit sehr verschieden sind; so kann man mit Recht von einem Schriftsteller nichts mehr fordern, als **daß er selbst glaube, und zu beweisen suche, was er sagt**, (in so fern nicht sein Vortrag bloß für Ironie, oder

oder für gewagte Zweifel und Paradoxe zur Prüfung und Erforschung des wahren, angesehn werden muß.) In Werken, wo es nicht auf Mittheilung wissenschaftlicher Kenntnisse, sondern auf angenehme, nützliche Unterhaltung, oder auf die Kunst der Darstellung ankömmt, muß der Verfasser, wenn man glauben soll, daß er diesem Gegenstande gewachsen sey, das Fach zu bearbeiten verstehn, an welches er sich wagt, folglich mit den Regeln des Schönen und den daraus gezognen Vorschriften der Kunst vertrauet seyn. Ein Gedicht, in reinem Teutsch geschrieben und voll klarer und nützlicher Wahrheiten, ist darum noch kein gutes Gedicht; und ein Roman, voll Seelenkunde, Welt- und Menschenkenntniß, als Kunstwerk betrachtet, darum noch kein Meisterstück.

Darf man aber von einem guten Schriftsteller fordern, daß er sich in seinen Werken nie wiederspreche? Diese Frage will ich jetzt zu beantworten suchen. Man zeige mir den glücklichen Menschen in der Welt, der sein ganzes Leben hindurch über jeden wichtigen

und unwichtigen, einfachen und verwickelten Gegenstand, als Jüngling, als Mann und als Greis, immer dieselbe richtige Meinung gehegt; Man zeige mir den vorsichtigen Menschen, der diesen Wankelmuth in seinen Grundsätzen nie bey gesellschaftlichen Gesprächen geäussert hätte! Und wir sollten Dem, welcher schriftlich mit uns redet, nicht auch die Freyheit einräumen, seine Gesinnungen, nach Zeit und Erfahrung, zu ändern und seine Ideen zu berichtigen? Das wäre in der That ungerecht. Allein dreyerley muß doch wohl der gute Schriftsteller vermeiden, wenn ihm die allgemeine Achtung nicht gleichgültig ist: zuerst, daß er plötzlich seine Haupt-Grundsätze für die entgegengesetzten vertausche, oder sich wie den eifrigsten Feind eines Systems zeige, zu dessen warmer Vertheydigung er ehemals alle seine Talente verwendet und alle Künste der Beredsamkeit aufgebothen hatte. Je größer der Name wäre, den er sich durch diese erworben hätte, um desto größer würde nachher der Unwillen des Publicums gegen ihn werden. Verachtung müßte den Mann treffen, der sich öffentlich heute wie den freymüthigsten Democraten, morgen wie den niedrigsten Despoten-

Schmeich-

Schmeichler, heute als thätigen Beförderer der Aufklärung zeigte, und morgen mit den verworfensten Menschen gemeinschaftliche Sache machte, um Diejenigen zu verfolgen, welche einer vernünftigen Freyheit im Denken das Wort redeten. Ein verständiger Mann bekennt über Gegenstände, die der ganzen Menschheit wichtig sind, nicht eher öffentlich seine Meinung, als bis er sie gehörig geprüft hat. Nöthigen ihn nachher politische Rücksichten, Zwang, oder Regeln der Vorsichtigkeit, zu schweigen; so muß doch nichts in der Welt ihn vermögen können, das zu wiederrufen, was Kopf und Herz heimlich für Wahrheit erkennen.

Ferner kann man von einem guten Schriftsteller erwarten, daß er auch da, wo nicht von gänzlicher Verleugnung seiner Haupt-Grundsätze die Rede ist, dennoch nicht auf einmal den Plan verlasse, nach welchem er auf das Publicum zu würken gesucht hat, so daß man denselben Mann, dessen Schriften einst überspannte, hohe Gefühle für Religion und Tugend athmeten, nun plötzlich wie einen Sänger der Wollust, wie einen Spötter und wie einen Verbreiter der be-

quemsten Moral und Philosophie auftreten sieht.

Endlich auch wird der gute Schriftsteller, wenn reifere Jahre, Nachdenken und Erfahrungen seine ehemaligen Irrthümer berichtigen und die Meinungen, zu welchen er sich vor Zeiten öffentlich bekannt, verändern, es für Pflicht halten, auch eben so öffentlich, jedoch mit Anführung der Gründe, die ihn überzeugt haben, jenen Irrthum zu gestehn.

Eine andre Haupt-Eigenschaft des guten Schriftstellers ist ohne Zweifel Bescheidenheit. Je weiter man in Erkenntniß der Wahrheit kömmt, je fleissiger man seine Geistesgaben ausbildet, kurz! je weiser, gelehrter, tugendhafter und gebildeter man wird; um desto mehr sieht man ein, wie groß noch der Weg ist, den man zum Ziele menschlicher Vollkommenheit vor sich hat, desto mistrauischer wird man gegen seine eignen Einsichten, desto duldender gegen die Meinungen Andrer. Das Gegentheil ist ein sichres Kennzeichen der Unwissenheit. Mitleidenswürdig, wenn nicht empöhrend, ist daher

die Unbescheidenheit einiger unsrer neuen Schriftsteller, die über die wichtigsten Gegenstände entscheidende Urtheile fällen; die größten Männer in und ausser ihrem Vaterlande, als wären Diese ihre Schüler, belehren; ohne vielleicht je über die Grenzen ihres kleinen Vaterlandes hinausgeschritten zu seyn; ohne je einen Blick in die Cabinette gethan, ohne durch Uebung in Staats-Geschäften und durch den genauern Umgang mit den Großen die feinen, verdeckten Triebfedern des politischen Uhrwerks kennen gelernt zu haben; ohne geläuterte Welt-Menschen- und Seelenkunde; ohne Scharfblick und gesunde Denkkraft, ganzen Völkern und deren Vorstehern Verhaltungs-Regeln geben; Staats-Verfassungen critisiren; philosophische Systeme über den Haufen werfen; mit Verachtung von den größten Köpfen unsers Zeitalters reden und sie der Unwissenheit beschuldigen; ihre eignen Schriften, wie symbolische Bücher, ihre unreifen Urtheile in Journalen, wie Machtsprüche der höchsten Instanz, citiren und Zurechtweisungen nennen — Solche Unbescheidenheit, sage ich, erregt Mitleiden und Unwillen: aber kein guter Schriftsteller wird sich ihrer schuldig machen.

In einen verzeyhlichern, nicht so groben Fehler gegen die Bescheidenheit aber fallen manche, sonst achtungswerthe Schriftsteller durch **Eitelkeit**, die sich auf mancherley Weise äussert und oft selbst durch das Gewand der Demuth hindurchschimmert. Der Eine kann nicht unterlassen, in der Vorrede zu dem zweyten Theile seines Buchs des großen Beyfalls Erwähnung zu thun, womit der erste sey aufgenommen worden; der Andre kündigt sein neues Werk in einem Tone an, als sey entweder noch nie ein ähnliches in der Welt zum Vorschein gekommen, oder als sey es, um die Erwartung der Leser auf's Höchste zu spannen, genug, ihnen zu sagen, daß Er, ja! Er selbst, dies Werk unternommen habe. Ein Dritter sucht eine Ehre darinn, sich der Freundschaft solcher Gelehrten zu rühmen, die Ruf haben. „Mein „vieljähriger Freund, der Herr A.; mein verewigter Freund B." heisst es dann bey jeder Gelegenheit; aber solche Künste, durch welche man sich ein Ansehn geben will, sind eines Schriftstellers von wahrem Verdienste unwerth. Noch unverständiger ist das Pochen auf Fürsten-Beyfall und auf erhaltene gnädige Handschreiben.

Es giebt Fürsten, die, obgleich sie mit den hohen Tugenden, welche man mit Recht von ihnen erwarten kann, die größten Kenntnisse in der practischen Regierungskunst, im Kriegswesen und in andern Fächern verbinden, dennoch in der literarischen Welt nur für sehr incompetente Richter gelten können, so daß oft der Ausspruch des unbedeutendsten Gelehrten vom Handwerke, in seinem Fache ein größeres Gewicht haben muß, wie der Beyfall, oder Tadel des größten Monarchen. Und wäre denn auch der Fürst zugleich ein großer Literator; so bliebe seine Stimme doch nur die, eines einzelnen Mannes, könnte nichts entscheiden, und wenigstens nicht durch die Geburt Desjenigen, der sie gegeben, mehr Gewicht erhalten. Zudem weiß man ja, daß die Fürsten fast jede Stunde des Tages den Staatsgeschäften und dem Wohl ihrer Unterthanen widmen, folglich selten Zeit übrig haben, ein Buch gänzlich durchzulesen. Ein höflicher Brief aber ist leicht geschrieben, kostet nichts und wird von der Eitelkeit höher gehalten, wie baare, ächte Münze. Ein sauber eingebundnes Exemplar eines Buchs, das nicht, durch sein schweres Gewicht, zu viel teutsche

Voll=

Vollständigkeit anzukündigen scheint, von einem Verfasser, der als Schriftsteller nicht ganz unbekannt ist und in dem Rufe steht, allenfalls für ein freundliches, die Eitelkeit kitzelndes Wort, ein Loblied auf der Posaune zu blasen und, nach Zeit und Umständen, gewisse Grundsätze in Cours zu setzen, oder zu erhalten; ein solches Exemplar, durch diplomatische oder Garderoben-Hände überreicht und begleitet von einem demüthigen kurzen Briefe, worinn so allerley von großen, unsterblichen Thaten, zum Wohl der Völker, zum Flor der Künste und Wissenschaften steht, hat schon oft den Händen der Großen schmeichelhafte Handschreiben, auch wohl Geschenke und Ehrenzeichen entlockt. Es mag wohl seyn, daß der blasse Neid aus mir redet, der ich daran verzweifle, je zu einer solchen Ehre zu gelangen; aber, ich muß es gestehn, mir kömmt es immer vor, als wenn diese Art, seinen Werken Beyfall zu erwerben, einem guten Schriftsteller und einem Manne von Grundsätzen nicht ziemte.

Noch offenbart sich eine, nicht zu billigende schriftstellerische Eitelkeit dadurch, daß

man keine Art von bescheidner Critic geduldig erträgt, sondern jeden kleinen Tadel bösen Absichten zuschreibt.

Endlich erkenne ich den übertriebnen typographischen Aufwand, wenn der Schriftsteller selbst von seinem Verleger verlangt, daß seine Schriften mit solchem äussern Glanze in die Welt treten sollen, für ein Zeichen großer Eitelkeit. Ein leeres Geschwätz, auf schönes Schweizer-Papier abgedruckt, ist darum nicht minder leeres Geschwätz und ein unbedeutendes, langweiliges Buch, voll elender Grundsätze, entgeht darum doch nicht seinem Schicksale. Ist das Papier nicht weich genug zur Maculatur, oder zu anderm Gebrauche; so muß es sich vielleicht unter den Fingern des Buchbinders zu Umschlägen um bessere Werke krümmen; und eine Gesellschaft verständiger Männer wird um so erbitterter auf einen matten Schwätzer, je festlicher, reicher und bunter der Anzug gewesen ist, in welchem er sich der Versammlung aufgedrängt und aller Augen auf sich gezogen hat.

Noch eine Haupt-Eigenschaft guter Schriftsteller ist die Beybehaltung eines feinen,

gesitteten Tons. Man kann populär schreiben, ohne in das Pöbelhafte zu fallen; deutlich, ohne platt; derbe, ohne plump; muthwillig, ohne frech zu werden; Man kann mit Wärme eifern, ohne zu toben; Man muß sich hüten, Privat-Leidenschaft hervorsprudeln zu lassen, da, wo nur der mächtige Strohm der Wahrheit rein und majestädtisch dahinfliessen sollte; Man darf kühne Sätze wagen; aber nicht im Tone der Verwegenheit und des Trotzes; Man kann Thorheiten und Laster muthig angreifen, ohne zu beschimpfen, mit der Geissel der Satyre züchtigen, ohne den moralischen Character anzutasten und umgekehrt moralische Ungeheuer darstellen, ohne persönliche Bezeichnung.

Nun komme ich zu Beantwortung der Fragen: ob man das Recht habe, von einem guten Schriftsteller zu fordern, daß er in seinem **persönlichen Umgange** geistreicher, witziger und unterhaltender, wie andre Menschen, seyn solle; ob man seinen **moralischen Character** nach seinen Schriften beurtheilen dürfe und endlich: ob man billigerweise verlangen könne, daß er in seinem Lebenswandel **den Grundsätzen**

gemäß handle, die er öffentlich gelehrt habe? Wir wollen diese Aufgaben, der Reyhe nach, untersuchen.

Es giebt Menschen, die, wenn sie, aus Eitelkeit, um für schöne Geister zu gelten, oder aus Langerweile, einen Schriftsteller zu sich eingeladen haben, nun verlangen, daß Dieser, zur Dankbarkeit für eine solche Auszeichnung und für ein Paar verbindliche Lobes-Erhebungen, womit sie ihn erröthen gemacht haben, (wenn er noch roth werden kann) die Rolle des Spaßmachers vor ihnen und ihrer Gesellschaft spielen soll. Andre, die Wissenschaften würklich hochachtende Leute, denken sich ernstlich unter einem guten Schriftsteller ein Wesen höherer Art, das, wenn es ihnen durch seine Schriften glückliche und lehrreiche Stunden gemacht hat, nun auch im Umgange nichts wie Weisheit oder Witz athmen, kein gemeines Wort sagen und keine schwache Seite zeigen dürfe. Sind sie nun endlich so glücklich gewesen, den Mann, nach dessen Bekanntschaft sie sich so lange gesehnt haben, von Angesicht zu Angesicht zu schaun und er entspricht ihrem Ideale nicht; so

so rächen sie sich deswegen an dem armen Schriftsteller dadurch, daß sie ihn auf alle Weise verkleinern und Jedem sagen: es sey derselbe der Mann nicht, für den die mehrsten Leute ihn hielten. Das ist gewiß sehr ungerecht; nicht nur deswegen, weil Der, welcher über Eine Sache verständig und gut redet, deswegen noch nicht von **allen** Gegenständen eben so unterrichtend und angenehm plaudern und wenn er **einmal** zu einer lebhaften und lehrreichen Unterhaltung gestimmt ist, es darum doch nicht **immer** seyn kann; sondern auch weil es sehr möglich ist, daß man für sich allein, ohne Zerstreuung, Gedanken und Wendungen finde, die man in Gesellschaft, aus Mangel an Gegenwart des Geistes, aus Schüchternheit, oder aus irgend einer andern Ursache, vergebens an einander zu reyhn sucht und daher vielleicht über einen Gegenstand, der uns nicht fremd ist, der sogar ganz in unser Fach schlägt, sich sehr schief, unbestimmt und unrichtig ausdrückt.

Nun zur zweyten Frage! Ein angenehmer, weltkluger Mann zeigt sich in Gesellschaft gern von der besten Seite und wird sich in Acht nehmen,

men, Gespräche zu führen, die ein nachtheiliges Licht auf seinen Character werfen könnten. So auch, in noch höherm Grade, der Schriftsteller, der wieder ausstreichen kann, was er vielleicht in Uebereilung geschrieben hat, ehe es gedruckt wird. Ein Schriftsteller indessen, der sich oft mit dem Publico unterhält, wird dadurch ein alter Bekannter von ihm; Gegen alte Bekannte ist man zuletzt nicht mehr so strenge auf seiner Hut; man zeigt kleine Blößen, giebt aber auch Gelegenheit, daß manche Tugenden in uns bewährt gefunden werden, wenn die Leute sehen, daß man sich in Hauptsachen nie wiederspricht, und daß gewisse Grundsätze doch wohl tief in das Herz geprägt seyn müssen, weil man sich bey jeder Gelegenheit darauf stützt, bey jeder ungesuchten Veranlassung mit Wärme für diese Grundsätze streitet — Daß darum diese Grundsätze immer in Handlungen übergehn und der Schriftsteller stets grade so rein, so schön die Tugend ausüben sollte, die er von ganzem Herzen treu und redlich empfiehlt, folgt daraus aber noch nicht. Er ist und bleibt ein Mensch, den Leidenschaften und Begierden überraschen und irreleiten können. Es ist daher sehr möglich,

daß ein Mann in den Augenblicken der ruhigen Ueberlegung, wenn der Sturm jener Leidenschaften schweigt, ein Herz voll hoher Tugenden auf dem Papiere entfaltet und dennoch in seinen Handlungen sich sehr erniedrigender Laster schuldig machen kann. Endlich giebt es auch ausgelernte Heuchler, die ihr Leben hindurch Tugend und Religion im Munde führen und dennoch tiefe Bosheit im Herzen hegen.

Allein — und das betrifft die dritte Frage — ich glaube, daß Jeder seine Moralität selbst zu verantworten habe. Meine Freunde wähle ich mir unter den Geprüftesten; allein in großen Gesellschaften ist mir Jeder willkommen, dessen Unterhaltung angenehm, gesittet und lehrreich ist. Die Wahrheit, welche der Schriftsteller lehrt, wenn sie mit Gründen unterstützt wird, denen man seine Ueberzeugung nicht versagen kann, verliehrt nichts dadurch, bleibt darum nicht weniger heilig und das Verdienst, sie mit Eifer gepredigt zu haben, ist immer groß und des Danks werth, wenn auch der Mann, aus dessen Munde oder Feder sie hervorgeht, ein heimlicher Bösewicht seyn sollte. Nur der

hoch gespannte Enthusiasmus unsrer Zeiten kann einen Menschen, wie Voltaire war, zu einem Heiligen erheben. Sein unmoralischer Character ist ja bey so viel Gelegenheiten sichtbar geworden. Es muß jedermann in die Augen fallen, daß es ihm, selbst bey Ausbreitung der edelsten Grundsätze, nie um das Wohl der Menschheit, die er zu lieben unfähig war, zu thun gewesen, daß selbst bey seinen wohlthätigsten Handlungen Eitelkeit und Egoismus allein ihn geleitet haben; aber darum bleibt doch sein Verdienst um die Wahrheit nicht weniger unverkennbar und des Danks der spätesten Nachwelt würdig — Wenn nur das Gute in der Welt geschieht; so ist es wahrlich für das Allgemeine ziemlich einerley, durch wen es geschieht. Ich wünschte aber nicht, daß man dies traurige Privilegium der mündlichen und schriftlichen Sprecher auch auf den geistlichen Kanzel-Redner ausdehnte. Diesen verbindet sein Amt, zu dessen Pflichten offenbar auch die strengste practische Moral gehört, die Wahrheit der Lehre durch sein Beyspiel zu bestättigen; Schriftstellerey aber ist kein besondrer Stand, kein Amt in der bürgerlichen Gesellschaft; sie ist freywillige Un-

terredung mit der Lesewelt, wie ich oben gesagt habe.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir überlegen, in wie fern man von einem guten Schriftsteller fordern könne, **daß er an seinen Schriften feile**, um ihnen den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit und Schönheit zu geben.

Man erwartet von jedem verständigen Manne, daß, wenn er an einem Orte redet, wo Viele ihm aufmerksam zuhören, er vorher überlege, was er sprechen und wie er sich ausdrücken will, und daß er nach Befinden, manchen Gedanken, der ihm durch den Kopf läuft, so wie manchen Ausdruck zurücknehme, wovon er glauben kann, daß er die öffentliche Prüfung nicht aushalten dürfte, oder der Würde der Versammlung nicht angemessen wäre. Dasselbe kann man in noch höherm Grade von einem guten Schriftsteller fordern. Es betreffen aber die Verbesserungen, welche dieser mit seinen Werken vornehmen kann, entweder den Inhalt derselben, oder die Weise der Darstellung, oder

die Schreibart; Ueber jeden dieser Puncte will ich einige Bemerkungen wagen.

Fast nie kömmt etwas dabey heraus, wenn man seine Arbeiten Andern zur Prüfung und Verbesserung vorlegt. Der Freund ist entweder aus Bescheidenheit nicht aufrichtig, nicht strenge genug, oder er krittelt zu viel daran, weil er sich nicht gehörig in die Manier des Verfassers hineindenkt, sondern sich selber an seine Stelle setzt und ein Buch daraus machen will, wie Er es würde geschrieben haben. Wird es nun nach seiner Weise umgeändert; so entsteht ein buntschäckiges Ding, welches weniger Würkung macht, wie der erste Aufsatz, mit allen seinen Fehlern. Die schriftstellerische Eitelkeit wird dann auch leicht gekränkt; man glaubt den Andern von Vorurtheilen eingenommen und folgt seinen Winken nicht. Gewöhnlich fragt man, wenn es zu spät ist, wenn das ganze Werk vollendet daliegt und, ohne die Ordnung des Ganzen in allen seinen Theilen zu zerstöhren, nicht mehr umzuändern ist. Indessen bin ich weit entfernt, es zu tadeln, daß man bey seinen literarischen Arbeiten, besonders

da, wo leicht irgend eine Leidenschaft die Feder irrgeleitet haben könnte, den Rath verständiger Kenner und kaltblütiger, unpartheyischer Freunde zu Hülfe nehme. Hat man dann die Geduld, ihre Bemerkungen aufzuzeichnen und sein Werk eine Zeitlang liegen zu lassen, bis etwa die kleine Empfindlichkeit über den Tadel verraucht und die erste Vater-Freude lauher geworden ist; so nützt ein sonst nicht gar zu sehr von sich eingenommner Autor zuweilen jene Bemerkungen mit großem Vortheile und dankt in seinem Herzen dem guten Manne, der ihn von einer Thorheit abgehalten hat. Die nöthigste Art der Ausfeilung ist indessen doch immer die, welche der Schriftsteller selbst mit seinem Werke vornimt.

In den Jünglings-Jahren sollte man keine große Werke, besonders philosophischen Inhalts, und keine wissenschaftliche Systeme schreiben. Hat man sich aber dazu verleiten lassen; so rathe ich, sie nicht früher, wie im männlichen Alter herauszugeben. Es ist zuverlässig, daß man in dieser reifern Periode auf alle Weise unzufrieden mit der jugendlichen Arbeit seyn wird, sowohl, was den Inhalt, als was die

Ord-

Ordnung der Gedanken, die Art der Darstellung und den Styl betrifft. Werke der leichten Phantasie hingegen und fast alle Gattungen poetischer Fictionen gedeyen besser in jenen glücklichen Frühlingstagen; Ich mögte nicht, daß jeder Jüngling von Genie und Talenten seine Arbeiten von der Art zurücklegte, um einst im männlichen Alter mit kaltem Blute daran zu flicken und in dies leichte Gewebe seine schweren Raisonnements und Maximen hineinzuwürken.

Zu viel Feile und ängstliche Ausarbeitung schadet manchen Werken des Geschmacks; Sie werden dadurch nicht selten kleinlich, weitschweifig, verliehren an Kraft und Schwung, indem man bey kaltem Blute sehr geneigt ist, zu sehr in das Detail zu arbeiten und der Einbildungskraft des Lesers nichts zu überlassen. Ueberhaupt giebt es Bücher, die bey kaltem Blute weder geschrieben, noch gelesen werden und einzelne Stellen in Gedichten, die, wie die Neben-Parthien in gewissen Gemälden, ohne Nachtheil für die allgemeine Würkung, nie ganz ausgemalt, sondern nur leicht hingeworfen, angedeutet werden müssen.

Allein diese Bemerkungen betreffen doch hauptsächlich nur den Inhalt und die Darstellung. An Reinigkeit der Schreibart, an Grazie und Harmonie der Diction, an Würde und Bestimmtheit des Ausdrucks kann fast nie genug gefeilt werden. Indessen bedarf es überhaupt zur sorgsamen Ausarbeitung literarischer Werke nicht grade einer langen Zeit, wenn man es damit nur gehörig anzugreifen weiß; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch manche Vielschreiber sehr vollendete Werke liefern. Ich werde es wagen, hier einige kleine Regeln vorzuschlagen, welche die Arbeit ungemein erleichtern.

Wenn man sich vorgenommen hat, über einen Gegenstand zu schreiben; so beschäftige man sich viel mit Nachdenken darüber; Man erhalte sich ihn immer gegenwärtig; Auf Spaziergängen, in schlaflosen nächtlichen Stunden und überhaupt, wo man irgend Muße dazu hat, betrachte man einen solchen Gegenstand von allen Seiten und in allen seinen Theilen! Man bringe dies in Gedanken in eine gewisse Ordnung, in ein System, in richtigen Zusammen-

hang!

hang! Man sammle Materialien, werfe sie, um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, mit kurzen Worten auf's Papier und numerire diese Bemerkungen, diese Fingerzeige, diese Geburten des Augenblicks, diese glücklichen Einfälle, die vielleicht nicht so gut wiederkommen! Hat man das eine Zeitlang hindurch getrieben; so wird bald alles sich zu diesem Werke im Kopfe ordnen und man fühlt, daß es würklich schon vollendet ist, noch ehe man einen Federstrich an der Ausarbeitung gemacht hat. Will man nun die Arbeit zu Ende bringen; so nehme man seine Notaten vor Augen, entwerfe ein Gerippe des Ganzen, schreibe bey jedes Glied desselben die Nummern und Notaten, die dahin gehören und arbeite die einzelnen Theile aus — nicht zu viel auf einmal, um nicht zu ermüden und nachlässig zu werden! Was fertig geworden ist, lese man nicht gleich, sondern einige Stunden nachher ohne Zerstreuung durch und verbessere, was uns unbestimmt, unpassend und nicht gut gesagt dünkt! Man schreibe nicht mehr, wie ungefehr die Arbeit eines Tages beträgt, auf einmal in's Reine! Während des Abschreibens wird uns abermals manche Verbesserung einfal-

len. Das Abgeschriebene lese man wiederum mit Aufmerksamkeit durch und zuletzt — das ist eine höchst nothwendige Sache, um noch manchen Uebellaut, manche Kakophonie, manche Ungehörigkeit im Style auszumerzen — lasse man sich's laut vorlesen! Wer endlich noch die Correctur seines Werks, wenn es gedruckt wird, selbst übernimt, kann auch da noch die letzte Hand anlegen. Auf diese Weise vermag man viel und doch gut zu schreiben, ja! mehrere Werke zugleich zu vollenden, und kein Gedanke geht verlohren.

Hier sehe ich Manchen höhnisch über mein Recipe zum Büchermachen lächeln; allein Diejenigen werden mich verstehn, welche wissen, daß auch mit den herrlichsten Gaben und den gründlichsten Kenntnissen, ohne eine gewisse Ordnung, wenig auszurichten ist, und daß oft die vortreflichsten Werke, aus Vernachlässigung solcher mechanischen Hülfsmittel, unvollendet liegen bleiben. In den fruchtbaren Augenblicken, wo dem Schriftsteller sich die glücklichen Gedanken aufdrängen, hat er nicht grade Muße und Lust, an die Arbeit zu gehn; und zu einer

andern Zeit, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, fallen ihm jene schöne Ideen nicht wieder im Zusammenhange ein. — Was würden erst die Spötter sagen, wenn ein Poet sie in die Geheimnisse seiner Kunst einweyhete und sie das Cabinet manches sehr großen Dichters mit aufgehängten Reim-Täflein tapeziert sähen?

So viel über das Feilen an den literarischen Producten; und nun nur noch Eine Bemerkung! Oft wird die Aufmerksamkeit des Publicums eine Zeitlang auf einen einzelnen Gegenstand geheftet; sey es nun, daß eine ausserordentliche politische oder andre Begebenheit die Köpfe beschäftigt, oder daß eine sonderbare literarische Erscheinung, ein neues System, ein Streit zwischen zwey Gelehrten von Bedeutung, Aufsehn erregt. Bey solchen Gelegenheiten fühlt so Mancher-Beruf, seine Stimme zu geben, etwas zur Erläuterung der Wahrheit beyzutragen, ja! es kann ihm Bedürfniß scheinen, in diesen Augenblicken als Schriftsteller aufzutreten, um ein Ueberhand nehmendes Vorurtheil zu bekämpfen, einem einreissenden Misbrauche zu steuern, einer Thorheit, einem Unglücke

glücke in der gelehrten, sittlichen, oder politischen Welt, wenn nicht vorzubeugen, doch davor zu warnen, darauf aufmerksam zu machen. Solche Schriften aber verliehren, nach einem kurzen Zeitraume, wenn die Umstände sich verändert haben, ihren Werth; ein Theil desselben beruht bloß darauf, daß sie in dem rechten Augenblicke erscheinen. Von dergleichen Schriften also, die gar nicht bestimmt sind, auf die Nachwelt zu kommen, einen hohen Grad von Ausfeilung zu verlangen, hiesse ungerecht seyn. Ueberhaupt aber kann man es heut zu Tage wohl manchem Schriftsteller vergeben, wenn er ein wenig mit Herausgabe seiner literarischen Producte, besonders im Fache der schönen Wissenschaften und Künste, eilt, da der Geschmack des Publicums so äusserst veränderlich ist, daß, wenn er ein Gedicht, ein Schauspiel, einen Roman, oder eine musicalische Composition, nur einige Jahre liegen lässt, Gegenstand, Sprache, Ton und Art der Behandlung gänzlich aus der Mode kommen. Man wird dies leicht verstehn, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Verzeichnisse der Theaterstücke nachzulesen, die auf unsern teutschen Bühnen

gege-

gegeben werden und man dann sieht, in welchem Verhältnisse die Vorstellungen eines Meisterwerks von Lessing mit den häufigen Wiederholungen unsrer tollen Ritter- und Spectakel-Stücke stehen. Indessen behalten freylich Werke von Bedeutung und ächtem Gepräge in jedem Zeitalter ihren Werth, und früh oder spät kehrt das irregeleitete Publicum, mit Bewundrung und Dankbarkeit wieder zu ihnen zurück.

IV.

Ueber des Schriftstellers Beruf, Freyheit, Einfluß, Ruhm, Beyfall und äussere Ehre.

Beruf zum Schriftsteller hat Jeder, der etwas nicht Alltägliches, nicht allgemein Bekanntes, etwas Nützliches zur Belehrung oder Warnung, etwas dem Bedürfnisse der Zeiten Angemessenes, oder auch nur etwas unschädlich angenehm Unterhaltendes, Jeder der etwas zu sagen weiß, das frommt, wodurch Tugend und Weisheit befördert, Wärme für das Gute erregt und unterhalten, Trost und unschuldige Freude verbreitet werden können. Ja! es kann Pflicht seyn, für den Staats- und Weltbürger, laut über Gegenstände seine Stimme zu geben, die das Wohl des Landes, in welchem er lebt, oder gar der ganzen Menschheit betreffen. Nicht Jeder, der dazu Kenntnisse, Talente

leute und guten Willen hat, steht, seinen bürgerlichen Verhältnissen nach, an einem Platze, wo er auf andre Weise gehört wird, auf andre Weise zum allgemeinen Besten würksam zu seyn vermag; Als Schriftsteller aber wird er sich vielleicht den Weg zu den Ohren Derer bahnen, die helfen können; ohne äussere Macht die Cabalen der mächtigsten Feinde und Verhehler der Wahrheit zu Schande machen.

Niemand aber hat Beruf, Dinge laut auszurufen, die anständiger und zweckmäßiger nur Wenigen gesagt werden, die einzelnes Unheil stiften können, ohne im Allgemeinen Gutes zu bewürken; Niemand hat Beruf, das Zutrauen guter Menschen zu misbrauchen; öffentlich aufzudecken, was der vorsichtige und redliche Mann lieber nicht wissen, viel weniger bekanntmachen mögte; noch vor das Tribunal des Publicums zu ziehn, was nur vor den Richtstuhl des Hausvaters oder der gesetzmäßigen Obrigkeit gehört, so lange Diese ihm nicht Ohr und Gerechtigkeit verweigert.

Allein ich kann mich nicht enthalten, zu glauben, daß man es dem Gewissen und der

eig-

eignen Verantwortung des Schriftstellers überlassen müsse, in wie fern er seines Berufs, seiner Rechte und seiner Pflichten eingedenk seyn wolle. Ueberschreitet er die Grenzen, welche diese ihm setzen; so kann jeder Einzelne, den er gekränkt hat, oder seine Obrigkeit selbst, ihn zur Rechenschaft ziehn; ob es aber billig und nützlich sey, ihm vorher die Hände zu binden; das ist eine andre, nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob die **Einschränkung der Preß-Freyheit** nicht größern Nachtheil stiften könne, wie der Misbrauch derselben? Ohne mich zu vermessen, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, werde ich es wagen, nur einige Bemerkungen über diesen Gegenstand den Lesern zur Prüfung vorzulegen.

Die Censur aller Werke, die gedruckt werden sollen, der Willkühr einzelner Männer zu überlassen, heisst einzelne Männer zu Richtern über die allgemeine und Privat-Meinung machen, heisst das ganze Gebieth der Wahrheit, oder vielmehr die Circulation derselben in einem Lande diesen Männern in die Hände legen. Nun kann es solchen Richtern aber an Einsicht

oder an gutem Willen fehlen, und in beyden Fällen leidet doch die Wahrheit. Man kann freylich den Censorn Vorschriften geben und man giebt sie auch gewöhnlich, indem man es ihnen zur Pflicht macht, nur dasjenige nicht drucken zu lassen, was gegen Religion, Staat und gute Sitten anstößt; allein war nicht alles, was der große Martin Luther schrieb, damals gegen die Religion? Kann nicht in äusserst despotischen Staaten, wo die Unter-Tyrannen im Namen des Landesherrn die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausüben, alles für empörend gegen den Staat ausgegeben werden, was diese Misbräuche rügt? Heisst es nicht, jeder nützlichen Reform verjährter Misbräuche, jeder Erforschung und näheren Beleuchtung der Wahrheit Thor und Thür verschliessen, wenn man den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft erlaubt, über alles laut zu reden, ausser über das, was ihnen am wichtigsten seyn muß — über die Anstalten, zur Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit? Haben wir nicht an manchen, besonders catholischen Ländern, den schädlichen Einfluß solcher Einschränkungen gesehn? Hierzu kommen noch folgende Gründe:

Es ist bekannt, daß jede Untersagung, wovon Ursache und Nutzen nicht jedermann einleuchtet, doppelt die Begierde zu dem Verbothnen erweckt; daß der unruhige Thätigkeits-Trieb jeden Kampf liebt, und daß der Mensch gewöhnlich erst dann zu einer, ihm sonst gleichgültigen Handlung gereizt wird, wenn man die Freyheit, sie zu begehn, einschränkt. Die Erfahrung lehrt auch, daß in keinem Lande mehr und begieriger solche Bücher, die man gefährlich nennt, gelesen und geschrieben werden, wie da, wo die schärfsten Edicte dagegen gegeben sind, indem man tausend Mittel findet, in diesem Punkte die Wachsamkeit der Policey zu hintergehn und es in solchen Ländern der Hehler so viel, wie der würklichen Uebertreter giebt. Kühne, gewagte, sophistische Sätze verführen und reissen mehrentheils nur dann hin, wenn sie heimlich gepredigt werden; laut, öffentlich gesagt, aus allen Gesichtspuncten betrachtet und der allgemeinen Prüfung ausgesetzt, erscheinen sie, entblößt von allem Schimmer, in ihrer lahmen Gestalt. Ich habe nirgends mehr Religions-Spötter gefunden, wie in solchen catholischen Provinzen, wo jeder Schein des Unglaubens ein Capital-Verbrechen ist, da

hin-

hingegen in protestantischen Gegenden, in welchen dem freyen Untersuchungs-Geiste keine Fesseln angelegt sind, dergleichen elende Witzeleyen wenig Sensation machen und man gewöhnlich Denjenigen verachtet, der sich hämische Angriffe erlaubt da, wo es ihm unverwehrt ist, öffentlich und ernsthaft für seine Meinung zu kämpfen. Noch ist die Beobachtung nicht zu vernachlässigen, daß die ärgsten Plauderer, wenn man sie nur schwatzen läßt, gewöhnlich die unschädlichsten Menschen in ihren Handlungen sind, und daß, wenn man den Leuten nur erlaubt, frey zu raisonniren, sie desto weniger zu würklichen Meutereyen schreiten, die immer nur im Dunkeln und im Drucke erzeugt werden. Auch ist dies das sicherste Mittel für den Regenten, von der Stimmung des Volks und von den Meinungen, welche Ueberhand nehmen, unterrichtet zu werden und dagegen arbeiten zu können. Endlich zeigt die Regierung, durch Verachtung solcher Schreyer, eine Sicherheit, ein Bewußtseyn ihrer Würde und Gerechtigkeit und eine Zuversicht zu der Würksamkeit ihrer Anstalten, die den Boshaften und Aufrührer zittern macht und ihn abhält, etwas Gefährliches zu unter-

 nehmen.

nehmen. Der große König Friedrich hat, während seiner langen und wohlthätigen Regierung, die Richtigkeit dieser Staats-Maximen practisch bewiesen.

Dagegen glaube ich, daß folgende Vorkehrungen einer weisen Regierung jedem Mißbrauche der Preß-Freyheit würden steuern können: Man verordne, daß kein Buch im Lande gedruckt werde, ohne daß die Censur vorher Notitz davon erhalte; Und da ein Schriftsteller seine Ursachen haben kann, warum er sich nicht öffentlich nennen will; so lasse man ihm zwar diese Freyheit, lege es ihm aber zur Pflicht auf, seinen und des Verlegers Namen dem Censor anzuzeigen. Dieser habe zwar nicht das Recht, etwas im Manuscripte auszustreichen, sey auch verbunden, wenn keine Klage über den Inhalt des Buchs entsteht, jene Namen zu verschweigen; Sobald aber irgend eine, in diesem Werke angegriffene Privat-Person oder der Fiscal, wegen würklich aufrührerischer Grundsätze, welche dasselbe enthält, die Gerechtigkeit auffordert; sey der Censor befugt, den Verfasser bekannt zu machen; und dann werde das Buch von einer dazu niedergesetzten Commission, die

aus

aus Gelehrten und Staatsmännern bestehn muß, geprüft und mit aller Strenge gegen den Ruhestöhrer verfahren! Werke hingegen, welche sich, in bescheidnem Ton, bloß mit theoretischer Prüfung der Wahrheit abgeben, (mögten diese Wahrheiten auch noch so viel Sanction haben) sollte, denke ich, eine Landes-Regierung, nur auf eben diese Weise, durch geschickte Schriftsteller widerlegen lassen. Indessen kann es, nach Zeit und Umständen, Fälle geben, wo eine weise Regierung, wenigstens auf eine Zeitlang, in diesem Puncte strenger verfahren muß; und dann ist es die Pflicht gehorsamer Unterthanen, weder dies Gesetz zu übertreten, noch dagegen zu murren. Ueberhaupt muß sich der freymüthige Patriot dadurch von dem Volks-Aufwiegler unterscheiden, daß, wenn er auch über eine öffentliche Anstalt, oder über ein Landes-Gesetz seine Meinung und Zweifel äussert, er dies jedoch in dem Ton einer bescheidnen und kaltblütigen Untersuchung thue; zweytens selbst das Gesetz, dessen Zweckmäßigkeit er angreift, pünctlich befolge, so lange es nicht aufgehoben ist; und drittens nie Andre zu verleiten suche, demselben ungehorsam zu werden.

Allein ist denn auch würklich der Einfluß der Schriftsteller zum Bösen so groß, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt? Ich habe oft erklärt, daß ich daran nicht glaube; die Sache verdient indessen wohl, näher beleuchtet zu werden.

Entweder ist das, was ein solcher verrufner Autor lehrt, Irrthum, oder Wahrheit. Im ersten Falle wird dieser Irrthum (mögte er auch durch sophistische Künste verschleyert, und durch den Zauber einer trügerischen Rednerkunst aufgestutzt seyn) doch keine feste Wurzel fassen. Die Stimme der Wahrheit wird sich eben so laut dagegen erheben; und warum sollte ihr nicht auch eben so sehr und in noch höherm Grade die Macht der Beredsamkeit zu Hülfe kommen können? Dann gewinnt sie offenbar durch solche Angriffe, wie die ächte Tugend durch Anfechtung gewinnt. — Sie wird nun um so bewährter gefunden. Es hieße auch sehr geringschätzig von seinen Zeitgenossen denken, wenn man annehmen wollte, sie seyen geneigter, der Thorheit, wie der Weisheit das Ohr zu leyhn; Und wäre das; so könnte man sicher behaupten,

daß

daß an dem Heile und der Ueberzeugung solcher Menschen wenig gelegen, daß an ihnen nichts zu verderben wäre. Hält aber die Wahrheit solche Anfälle, solche Prüfung nicht aus; so ist sie in sich keiner Fortpflanzung werth oder vielmehr — sie ist dann nicht ächte Wahrheit.

Ist aber das, was der Schriftsteller lehrt, unwiderlegbare Wahrheit; so würkt sie auch gewiß nichts Böses. — Sollte das edelste Geschenk des Himmels, Wahrheit, Unglück stiften können? Nimmermehr! Auch ist sie ein freyes Gut, an welchem Jeder nach seinen Kräften Antheil zu nehmen das Recht haben muß, worauf kein Embargo gelegt werden kann; und alle Systeme, religiose, politische, moralische, oder wie sie Namen haben mögen, die auf Täuschung beruhen, die, um sich aufrecht zu erhalten, nur Einigen das Privilegium gestatten, ihre Vernunft zu gebrauchen, den Uebrigen aber die Augen verbinden und ihnen das Joch der Autorität aufhängen, sind schädlich, verdächtig und können sich durchaus keine Dauer versprechen. Welche menschliche Einsicht will es wagen, zu bestimmen, wem die Wahrheit nützt

und wer sie zu ertragen vermag? Das sieht nur Der, welcher unser Innerstes erforscht und der selbst die Wahrheit ist.

Allein Wahrheit kann doch zur Unzeit gelehrt werden, kann Menschen gelehrt werden, denen es an Empfänglichkeit und Vorbereitung dazu fehlt? — Gewiß! aber dann ist die einzige zu erwartende schädliche Folge die, daß sie nicht verstanden wird. Wer zur Unzeit Sätze vorträgt, für welche das Zeitalter nicht empfänglich ist, hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn Spott, oder sogar Verfolgung der Lohn seines Unverstandes wird; Er schadet also niemand, wie sich selber. Würkt aber die Wahrheit; so ist das ein Zeichen, daß sie schon in den Köpfen gegährt hat; und dann würde doch keine menschliche Gewalt hinreichen, ihre Fortschritte zu hemmen, wenn auch die Schriftsteller diesen Würkungen nicht zu Hülfe kämen.

Ich kann mich also nicht von dem schädlichen Einflusse der Schriftstellerey überzeugen; um desto zuversichtlicher aber glaube ich an ihren herrlichen Nutzen. Der, welcher unbestimmte,

schwankende Ideen über Gegenstände, welche der Menschheit wichtig sind, berichtigt und beleuchtet; Der, welcher edle Grundsätze der Religion, Moral und ächten Weisheit, durch einen lebhaften Vortrag und durch hinreissende Herzens-Beredsamkeit, anschaulicher, interessanter macht, den Keim des Guten in den Seelen der Leser durch die erquickende Wärme seines Enthusiasmus zur Reife bringt, in guten Vorsätzen bestärkt und den Heroismus hoher Tugenden erweckt; der macht sich sehr verdient um die Menschheit. Und verzweifelt nicht, Ihr Edlen! wenn Ihr auch nicht gleich die Würkungen Eurer Bemühungen vor Augen seht, wenn Eure Zeitgenossen Euch nicht so eifrig, wie Ihr es zu verdienen glaubt, ihren Dank zollen! Der gute Saamen, den Ihr ausstreuet, gedeyet doch, und sollte auch erst die späte Nachwelt die Früchte davon geniessen. Nach und nach kommen diese wohlthätigen Wahrheiten durch Eure vereinten Bemühungen in größern Umlauf und erhalten dauerhaften Credit. Sie behalten, wie das feine Silber, stets ihren innern Werth; indeß die verfälschte Münze, Trotz dem schönen Stempel, sich bald durch das hervorscheinende

Kupfer verräth und grade am ersten ihren eignen Unwerth offenbahrt, je mehr sie durch verschiedene Hände geht.

Allein es giebt doch Eine Art von Schriften, die ich für gefährlich halte — obgleich freylich die Tugend und Weisheit solcher Menschen, die dadurch wankend gemacht werden, nicht viel werth sind — ich meine solche Bücher, welche die Phantasie und Sinnlichkeit junger Leute reizen, sie mit üppigen Bildern, oder mit Schwärmereyen erfüllen. Ich gestehe aber, daß ich nicht weiß, wie selbst eine strenge Censur dieser Gefahr vorbeugen könnte. Menschen von festen Grundsätzen sind ihr indessen nicht ausgesetzt, und wenn bey jungen Leuten eine sorgsame Erziehung und kluge Wachsamkeit über die Auswahl ihrer Lectur dem Uebel nicht vorbeugt; so ist doch alles Hüten und Einschränken vergebens. Wo einmal das Feuer unsittlicher Triebe und phantastischer Wünsche im Verborgnen lodert, da findet es leicht Nahrung, um in helle Flammen auszubrechen. Die Menge solcher Romanen, Schauspiele, Märchen und Gedichte, welche dergleichen Feuer nähren können, ist schon

so

so groß und der jetzige Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung schon so darauf gestimmt, daß es fast gerathner ist, der Sache ihren Lauf zu lassen und zu hoffen, daß solche Ideen, selbst durch den allgemeinen Cours, den Reiz der Neuheit verliehren.

So viel von dem Einflusse der Schriftstellerey auf Verstand, Herz und Sitten! Der, welcher das süße Bewusstseyn mit in das Grab nehmen darf, durch seine Schriften viel Gutes dieser Art gestiftet zu haben, hat gewiß ein großes Verdienst um die Menschheit. Nach den Würkungen also, welche ein Buch hervorbringt, kann man wohl den Grad seines **Werths** bestimmen. Diejenigen Werke, welche blos angenehm unterhalten oder nur die Phantasie beschäftigen, würden wohl freylich — so groß auch die Wohlthat ist, Andern frohe Stunden zu machen, Gram und Grillen auf eine Zeitlang zu verscheuchen und wegzuzaubern — dennoch denen den Vorrang lassen müssen, durch welche entweder das Gebiet solcher Wissenschaften erweitert wird, die practischen Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben,

oder

oder durch welche die Antriebe zu aller Art Tugend und Pflichts-Erfüllung, auf eine nicht gemeine Weise, verstärkt werden. Ich würde daher die Schriftsteller so classificiren, daß ich denen, welche practisch belehren und bessern, den ersten Platz anwiese, den darauf folgenden solchen Männern einräumte, welche in speculativen Wissenschaften neue, kühne Aussichten eröfnen, und dann einen andern Grad von Verdienst Denen zugestünde, die bloß für die angenehme Unterhaltung arbeiten.

Allein es fragt sich nun: **woran soll ich den guten Schriftsteller in jeder dieser Gattungen erkennen?** Entscheidet darüber die allgemeine Stimme des Publicums, oder der Ausspruch der öffentlichen Kunstrichter, oder sollen wir uns allein auf das Urtheil einiger Kenner verlassen, wenn auch das Buch keine Sensation bey der Lesewelt macht und in critischen Blättern getadelt wird?

Hierauf läßt sich im Allgemeinen nicht antworten. Ist von wissenschaftlichen Werken die Rede, die nach einem positiven Maaßstabe geprüft werden können und bey welchen es auf

den

den Einfluß des Geschmacks und den Ton des Zeitalters gar nicht ankömmt; so pflegt die Frage nicht lange unentschieden zu bleiben; Neid und Vorurtheil haben da wenig Einfluß und Jeder, welcher dieses Fach studiert hat, erkennt bald, ob durch ein solches Werk ein bis jetzt unbekannt gewesenes Stückchen Landes in dem ungeheuren Gebiethe der Gelehrsamkeit ist entdeckt worden. Ganz anders aber sieht es mit Büchern aus, auf deren Beurtheilung die Stimmung des Geistes und der Geschmack des Zeitalters würken können. Wie unsicher und sich unter einander widersprechend die Richtersprüche der critischen Journalisten, besonders in Teutschland sind, davon werde ich vielleicht noch in der Folge reden. Für Kenner geben sich so Manche aus, die es entweder gar nicht sind, oder doch durch die Brille der Vorurtheile, des Neides, oder andrer Leidenschaften sehen. Es bliebe also übrig, zu untersuchen, ob die allgemeine Stimme des Publicums, der Beyfall, mit welchem ein Buch von dem großen Haufen gelesen und die Begierde, mit welcher es gekauft wird, etwas für seinen Werth entscheidet — ob vox populi auch hierinn vox dei ist?

Das

Das können wir wohl sicher annehmen, daß Derjenige wenigstens ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller sey, welcher unaufhörlich über kalte Aufnahme seiner Werke, über Verschwörung der Recensenten gegen ihn, über den Neid seiner Zeitgenossen klagt, andre Schriftsteller zu verkleinern sucht, durch anlockende Titel, prahlerische Ankündigungen, ängstliche Pränumerations-Anstalten und andre Operationen dieser Art, seinen Büchern Absatz zu verschaffen sucht, endlich sich selber recensirt, oder durch seine eben so unberühmten Freunde recensiren und ausposaunen läßt. Eine allgemeine Verbindung der Lesewelt gegen einen einzigen Mann, oder eine so allgemeine Verblendung des Publicums läßt sich doch nicht wohl denken. Wenn jemand in einer Gesellschaft das große Wort führt, ihm aber niemand zuhören will, Jeder ihm den Rücken zuwendet, ein Paar Personen ausgenommen, die er bey den Rock-Knöpfen festhält; so bleibt ihm freylich überlassen, sich einzubilden, daß er der einzige verständige Mann in der Versammlung, und daß die Uebrigen alle unwissende, geschmacklose Thoren seyen; allein er muß uns doch erlauben, zu denken, daß sein

Vor-

Vortrag wenigstens für diese Gesellschaft nichts tauge, weil niemand dafür empfänglich ist. Da nun ebenfalls der Schriftsteller, welcher ein Werk drucken lässt, dadurch zeigt, daß er nicht bloß für ein Paar gute Freunde, sondern für das Publicum arbeitet; so ist er wenigstens für das jetzige Zeitalter kein guter Schriftsteller, wenn er in demselben allgemein misfällt; und Werke von hohem Werthe pflegen doch in allen Jahrhunderten, in welchen nicht die tiefste Barbarey herrscht, einiges Aufsehn zu machen.

Wenn aber allgemeiner Tadel den Unwerth eines Buchs bestimmt; so folgt daraus in der That noch nicht, daß lauter Beyfall und schneller Absatz etwas für die Vortreflichkeit eines Werks entscheiden. Auch in der Literatur giebt es Moden; Auf gewisse Gegenstände ist eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums geheftet; alles, was dann darüber geschrieben wird, geht reissend ab, sey es auch noch so unbedeutend. So waren, eine Periode hindurch, Freymauerey und Mystic, dann Jesuitismus und Krypto-Catholicismus das allgemeine Stekkenpferd; jetzt ist es die französche Revolution.

Auf

Auf eben diese Weise ist in Werken des Geschmacks bald diese, bald jene Manier, Form und Art der Darstellung, die irgend ein guter Kopf durch ein Meisterstück dieser Gattung in Aufnahme gebracht hat, vorzüglich beliebt; dann wird alles begierig verschluckt, was in dieser Gestalt erscheint. Wir haben Perioden erlebt, wo nur Idyllen; andre, wo vorzüglich Nachahmungen von Yoricks Reisen; Romane, voll Empfindeley, Liebeley, Sturm und Drang; im theatralischen Fache Ritter- und Spectakel-Stücke; andre, wo Volks-Märchen, dialogirte Geschichten u. s. f. ihr Glück machten. Endlich ist zuweilen das Publicum durch Ein vorzügliches Werk so sehr zum Vortheil eines Schriftstellers eingenommen, daß auch das mittelmäßigste Product, vor welchem nur sein Name steht, sich sichern Abgang versprechen kann — Das alles aber sind nur vorübergehende Launen; zwey Jahre später — und man bekömmt einzelne Bogen dieser Meisterstücke in den Kauf, wenn man Rosinen holen läßt. Ich habe oben gesagt, daß ein guter Schriftsteller sich nach der Stimmung des Publicums richten müsse; das ist ganz wahr, doch nur in sofern er darum weder

seine

seine Grundsätze, noch sein Gefühl für das wahrhaftig Gute, Nützliche und Schöne zu verleugnen braucht. Nie wird ein Autor, der seine Würde und die Wichtigkeit seines Berufs fühlt, aus Eitelkeit, um eine ephemerische glänzende Existenz zu haben, oder aus niedriger Gefälligkeit gegen den großen Haufen, dem verderbten Geschmacke des Zeitalters schmeicheln und Werke liefern, in welchen er sich an der gesunden Vernunft, dem sittlichen Gefühle, oder den Regeln der ächten Kunst versündigt.

Allgemeiner Beyfall beweist also nicht immer etwas für den Werth eines Buchs und für die Talente des Verfassers; Wenn aber ein Werk bey seiner ersten Erscheinung gut aufgenommen wird; wenn der größte Theil der Kunstrichter es nicht verdammt; wenn dieser Beyfall eine Reyhe von Jahren hindurch fortdauert; wenn das Buch mehrere Auflagen erlebt; wenn Ausländer es der Uebersetzung werth halten; so ist man befugt, zu glauben, daß dies Werk, wenigstens für unser Zeitalter, wahren Werth habe, mögten auch der Neid

oder die Cabale einzelner Schreyer ihn zu verkleinern suchen. Dieser Neid ist das ächte Kennzeichen schlechter Schriftsteller; Der Mann von wahrhaftig großen Talenten freuet sich über jede Bereicherung der Literatur und Kunst und lässt selbst solchen Werken Gerechtigkeit wiederfahren, wodurch seine eignen verdunkelt werden. Auch bleibt ja seiner kleinen, verzeyhlichen Eitelkeit immer der Trost, daß, wenn Andre mehr Lorbeeren einerndten, wie er, sie doch dieselben auf dem Wege holen, den er gebahnt hat.

Wenn nun aber ein Schriftsteller des allgemeinen und dauernden Beyfalls würdig ist, den ihm die Lesewelt zollt, wird dann auch gewiß **Unsterblichkeit** sein Theil seyn? Wird sein Werk in jedem Zeitalter den Werth behalten, den es in dem jetzigen behauptet? Das ist eine andre Frage. Das Gebieth der Wissenschaften wird immer mehr erweitert; die Quellen der Erkenntniß werden aufgeräumt; Wahrheiten, die vor Jahrhunderten nur wie Geheimnisse den Eingeweyheten gelehrt wurden, haben jetzt allgemeinen Cours; Man blickt

blickt immer tiefer in die verborgnen Winkel des menschlichen Herzens; die Phantasie hat fast alle Gegenden durchlaufen, die disseits der irdischen Grenzen liegen; Endlich ist fast keine Art der Darstellung, Manier und Einkleidung, welche nicht schon von großen Genies älterer und neuerer Zeit wäre versucht und mit Erfolge gecrönt worden. Es wird also immer schwerer, etwas Neues zu sagen, einen noch nicht betretnen Pfad zu ebnen. Allein unendlich groß ist doch noch die terra incognita der Wahrheit und das Gebieth der Dichtung; Das Verdienst so mancher überwundnen Schwierigkeit, bey einer gewagten Reise weiter vorwärts in diese unbekannten Gegenden, wird doch selbst von den Nachkommen, die nun schon in diesem Lande einheimisch geworden sind, nicht miskannt; Unendlich mannigfaltig ist auch die Gabe der Darstellung — Und dann — wie wenig Werke giebt es, die zugleich in sich alle Arten der Vollkommenheit vereinigen: Neuheit, Gründlichkeit, Kunst, eindringende Kraft und Schönheit! Solche vollendete Meisterstücke veralten nie. Auch rückt die Welt leider! nicht durch

alle Jahrhunderte hindurch zum Bessern vor. Es kommen auch in der gelehrten Welt Zeiten des Mißwachses, des Krieges und der Theuerung, wo der fruchtbare Boden nur wildes Unkraut hervorbringt; Zeiten der Barbarey und des gesunknen, verkrüppelten Geschmacks. Allein auch diese dauern nicht; die Empfänglichern fangen bald an, sich nach besserer Kost zu sehnen; es eckelt sie der losen Speise; und dann holt man die, in den Tagen des Ueberflusses zurückgelegten, aber nicht verwelkten Früchte wieder hervor und pflanzt die Kerne daraus, zu einer neuen, edeln Vegetation.

Was ich vorhin von dem Nutzen, den ein Schriftsteller stiften kann und von seinen Verdiensten um die Welt gesagt habe, wird wohl manchen Leser verleiten, voraus zu ahnen, ich werde nun auch von der, **einem solchen Manne gebührenden besondern Ehre und Auszeichnung** reden und meine Forderungen von dieser Seite werden nicht geringe seyn; Allein ich darf hoffen, daß man, wenn ich meine Grundsätze darüber entwickle, in denselben keine Spur eines lächerlichen Handwerkstolzes finden wird.

So groß auch das Verdienst ist, etwas Gutes, Nützliches, Belehrendes, Tröstendes, Aufmunterndes, zu Beförderung der Tugend, Weisheit und Heiterkeit, mündlich oder schriftlich zu sagen; so ist doch wahrlich eine Reyhe guter Handlungen mehr werth, wie eine Reyhe guter Reden. Jene führen ihre segenreichen Folgen unausbleiblich mit sich; die Würkung **dieser** hingegen ist wenigstens nicht so bestimmt gewiß. Es wird desfalls niemand leugnen wollen, daß so mancher Biedermann, welcher nie eine Zeile hat drucken lassen, durch ein wohlthätiges, seinen bürgerlichen und häuslichen Pflichten gewidmetes Leben und durch belehrendes Beyspiel, sehr viel mehr Nutzen für die gegenwärtige und künftige Generation stiftet, wie der berühmteste Schriftsteller. Es ist auch wahr, daß eine Menge Leute, bey den herrlichsten Talenten zur Autorschaft, nur deswegen keine Bücher schreiben, weil sie ihre Zeit nützlicher anwenden zu können glauben, wenn sie dieselbe den Geschäften des bürgerlichen Lebens widmen, und daß hingegen viel Schriftsteller und Gelehrte, über das leidige Bücherschreiben und Studieren, ihre ersten,

natürlichsten und heiligsten Pflichten verabsäumen, über Erziehung des Menschengeschlechts schreiben und die Bildung ihrer eignen Kinder schändlich verwahrlosen, über Welt-Revolutionen und Staats-Verfassungen raisonniren, und in denen, ihnen anvertraueten Berufs-Geschäften, nicht einen einzigen brauchbaren Aufsatz liefern.

Ich habe schon oft den Wunsch geäussert, daß doch niemand die Schriftstellerey zu seinem einzigen Berufe, zu seiner einzigen Haupt-Beschäftigung machen mögte, wenigstens nicht in zu frühen Jahren. Man ist doch wahrlich, als Bürger im Staate, demselben solche unmittelbar thätige Dienste schuldig, deren Nutzen nicht auf bloße Speculation gegründet ist. Muße zum Bücherschreiben findet Der, welchem es nicht an Talenten dazu fehlt, immer nebenher, ja! ich darf mich wohl auf die Erfahrung berufen, wenn ich behaupte, daß der Geschäftsmann, der thätige Hausvater und Bürger, in seinen Erholungsstunden, prattisch besser, auch mit mehr Feüer schreibt und daß er gewöhnlich das Publicum mehr respectirt, mehr auf den Nutzen denkt, welchen er den bürgerlichen Ge-

Gesellschaften leisten kann und soll, deren würkliches Mitglied er ist, wie der eigentliche Büchermacher vom Handwerke, der nur als Volontair im Staate dient. Für den Geschäftsmann ist Schriftstellerey süße Erholung; Er arbeitet mehr con amore, sammelt und ordnet mit mehr Bedacht und Auswahl, wie Der, welcher vom Morgen bis zum Abend über seinem neuen Werke brütet.

Man klagt oft, daß gute Schriftsteller in ihrem Vaterlande nicht nach Würden geschätzt, von den Landes-Regierungen nicht nach Verdienst ausgezeichnet und belohnt werden. Es ist wahr, daß ein solcher Mann von dem Neide und der Cabale seiner Mitbürger verfolgt wird, die es nicht vertragen können, daß er sich, ohne ihr Zuthun, eine angenehme und glänzende Existenz verschafft; Es ist wahr, daß hie und da der Despotismus, welcher gern allein Güter, Würden und Ehre nach Willkühr austheilt, scheel dazu sieht, wenn ein Mensch, dem er im bürgerlichen Leben einen engen, unbedeutenden Würkungskreis angewiesen hat, sich ohne seine Erlaubniß auswärts

einen großen Ruf erwirbt, so daß er sich auf gewisse Weise von ihm unabhängig macht und in fremden Provinzen Seiner mit Ruhm und Achtung gedacht wird, indeß man seine Obern kaum den Namen nach kennt; daß daher die unumschränkten Herrn die Republic der Gelehrten gleichsam wie einen gefährlichen statum in statu anzusehn pflegen; Allein man kann es doch wahrlich auch den aufgeklärtern und billigern Regierungen nicht verdenken, wenn sie das eigentlich thätige Leben zu begünstigen und, bey dem ungeheuren, sich täglich vermehrenden Heere müßiger Menschen, die sich bloß damit beschäftigen, literarische Mode-Waare zu verarbeiten, fähige junge Leute nicht noch mehr zu ermuntern suchen, ihre Kräfte und Talente dem bürgerlichen Leben zu entziehn.

Im Ganzen kann man in Teutschland nicht über Geringschätzung guter Schriftsteller klagen. Edle Fürsten setzen großen Dichtern Jahrgelder aus, stiften Academien, bestimmen Preise, rufen Gelehrte von Bedeutung in ihr Land und geben ihnen ansehnliche Besoldungen; der Mann, welcher sich durch seine literari-

schen

schen Producte Ruhm erworben hat, wird an Höfen und in den Häusern der Vornehmen mit ausgezeichneter Achtung behandelt, wenn seine Sitten fein und gefällig sind; Und was das teutsche Publicum betrifft; so ist dies nur gar zu geneigt, Schriftsteller, bey ihrer ersten vortheilhaften Erscheinung, durch zu viel Lob, Beyfall und Schmeicheley, zu verderben und dadurch Eitelkeit und Autorstolz zu nähren. Das Andenken verstorbner großer Schriftsteller wird geehrt; Man errichtet ihnen ja sogar marmorne Denkmale, indeß die Asche manches, um das Wohl seines Vaterlandes wahrhaftig verdient gewordnen Mannes ein mit Füßen getretner Sandstein deckt.

Allein übertrieben und lächerlich sind oft die Forderungen unsrer Schriftsteller. Ein junger Herr, der einmal ein Paar leidliche Verslein zur Welt gebracht, einen kleinen Roman geschrieben, ein mittelmäßiges Schauspiel hat drucken lassen, glaubt sich dadurch so groß geworden, daß er meint, der ganzen Welt Augen müssten auf ihn gerichtet seyn. Er wundert sich über die Barbarey, welche da

herrscht, wo nicht jedermann sich beeifert, ihn aufzusuchen, ihn zu den ersten Cirkeln einzuladen, ihm zu huldigen. Und leider! wird diese thörichte Einbildung von gewissen Liebhabern der leichtfüßigen Literatur dadurch unterhalten, daß Diese sich um einen solchen schönen Geist, der vielleicht alles, was er je Zusammenhängendes in seinem Leben gedacht, auf einmal zu Papier gebracht hat, umherdrängen, als wäre er ein Wesen höherer Art. — Noch einmal! das teutsche Publicum ehrt gewiß seine vorzüglichen Schriftsteller und bezeugt ihnen diese Achtung auf mancherley Weise. So giebt es unter andern kleine Auszeichnungen, die an sich wenig bedeuten, doch aber Den freuen, dem sie wiederfahren. Dahin gehört, daß, gleichsam durch eine stillschweigende Verabredung, das Publicum einig geworden zu seyn scheint, vorzüglich hochgeschätzte Schriftsteller bey ihren bloßen Namen ohne Zusatz zu nennen; bey Erwähnung unbedeutender Scribenten hingegen und solcher, welche die öffentliche Achtung verlohren haben, ihre Titel im bürgerlichen Leben hinzuzufügen. Ist es nun, daß man dadurch zu erkennen geben

will: es lasse sich voraussetzen, daß diese berühmten Namen jedermann bekannt seyn müssen, so, daß es keiner genauern Bestimmung bedürfe; oder: ein solcher Mann könne durch die kleinen Unterscheidungszeichen im bürgerlichen Leben nicht geehrt werden; sein Name allein bestimme seinen Werth? Oder will man dadurch sich selber eine Art von Ansehn geben, zeigen, daß man mit diesem großen Schriftsteller oder seinen Werken so vertrauet sey, daß man von ihm, wie von einem alten guten Freunde rede? — Genug! man glaubt, geliebte Schriftsteller dadurch auszuzeichnen. So wie man nicht der Herr Bürgermeister Cicero, der Herr Statthalter, Baron von Plinius, sagt, noch der wohlselige Herr Cammerjunker von Voltaire und der Herr Hofschauspieler de Moliere, sondern Cicero, Plinius, Voltaire, Moliere; so heisst es auch nicht: der Herr Legationsrath Klopstock, Sr. Excellenz der Herr Geheimerath von Göthe, der Herr Hofrath Wieland, sondern Klopstock, Göthe, Wieland. Aber man sagt: der Herr Etatsrath von Schirach, der Herr Canonicus Ziegra und ein gewisser Herr Aloisius Hoffmann in Wien.

Auch

Auch großen Helden und Königen wird diese Auszeichnung zu Theil; Wenn man von dem guten Heinrich in Frankreich redet; so fragt niemand, welchen man meine? Ferdinand, den Feldherrn, kennt jedermann, und wenn man liest: Friedrich habe den Herrn Hofrath, Leibarzt, Doctor und Ritter von Zimmermann zu sich berufen; so bedarf es weiter keiner Bestimmung, wer dieser Friedrich ist.

Zuweilen geschieht es wohl, daß man Männer, die zu ihrer Zeit in ihrem Fache würklich dadurch groß geworden sind, daß sie Epoche gemacht haben, nachher, bey größern Fortschritten in dieser Wissenschaft oder Kunst, zu vergessen, ihr Verdienst zu miskennen scheint; Allein ihr Name bleibt ja doch unter Kennern und in der Geschichte der Gelehrsamkeit unvergessen; daß man aber der würklich größern Vollkommenheit nachher auch einen höhern Grad von Verehrung zollt, ist darum noch nicht Undankbarkeit gegen die Bemühungen Derer, die zuerst den Weg gebahnt haben.

V.

Fragmente über Sprache und Recht=schreibung.

Unsre teutsche Sprache ist in der That noch nicht genug auf feste, allgemein angenommene Regeln gegründet. Diejenigen, welche Grammatiken schreiben, mischen eigenmächtig zu viel willkührliche Bestimmungen hinein, die dann von Andern wieder nach Gutdünken befolgt oder verworfen werden. Jeder glaubt sich berechtigt, die Sprache auf seine eigne Weise zu behandeln, sie durch neu geschaffne, oder aus alten teutschen Schriftstellern entlehnte, wieder hervorgesuchte Wörter zu bereichern. In dem Augenblicke, zum Beyspiel, da ich dies schreibe, fällt mir ein, mich selber zu fragen, warum ich hier **Wörter** und nicht **Worte** geschrieben habe? Sind beyde Plurale recht? kann man sich nach Willkühr, bald des einen, bald des andern bedienen? Ich wäre ge=

geneigt, zu glauben, daß man **Wörter** nur da setzen muß, wo man den Ausdruck im eigentlichen grammaticalischen Sinne braucht, wie dies hier der Fall war: „er erfindet neue „**Wörter**“ daß man hingegen sagen müsse: „er hat **Worte** des Trostes zu mir gesprochen.“ Aber wer sagt mir, ob ich Recht habe? Noch Ein Beyspiel! Ich gebrauche das Adjectivum „**verdorben** in cörperlichem, **verderbt** in moralischem Sinne: „**verdorbne** Aepfel, **verderbte** Sitten“ — Ist dies richtig, oder nicht?

Der Sprachgebrauch und die Authorität berühmter Schriftsteller sind mehrentheils unsre Leiter; Da beyde aber großen Wandelbarkeiten und Verschiedenheiten ausgesetzt sind, und der Eine diesem, der Andre jenem Vorgänger folgt; so herrscht in Teutschland gar keine Einförmigkeit in Grammatic und Ortographie. Man hat oft über die Sprachgesetze der französischen Academie gespöttelt; indessen hat diese doch in den glänzenden Zeiten der französischen Literatur, unter Ludwig XIV, es dahin gebracht, daß die Sprache eine bestimmte con-

ven-

ventionelle Form bekam und jedermann wusste, woran er sich zu halten hatte. Wir müssen uns wahrlich schämen vor dem Ausländer, der Teutsch lernen will, wenn er uns fragt: ob er „mich versichern," oder „mir versichern" sagen; wo er **vor** und **für** brauchen solle, ob **mehr**, **viel** und **zwey** indeclinabel seyen, oder ob man **zween, zwo, zwey** (nach den Geschlechtern) und **viele, mehrere** (in der vielfachen Zahl) schreiben müsse, und man ihm dann nur antworten kann: er möge es damit halten, wie er wolle; man habe darüber keine Regeln. Liesse sich der mögliche Fall denken, daß Gelehrte mit einander über etwas Streitiges einig werden könnten; so sollte man wünschen, daß die vorzüglichsten teutschen Schriftsteller über solche Fälle feste Verabredungen nehmen und endlich eine gleichförmige Schreibart einführen mögten. Jene Willkühr verleitet Manchen, um etwas Neues an den Tag zu bringen, sich ganz sonderbare Umschaffungen mit der teutschen Sprache zu erlauben; und ein Solcher findet dann leider! fast immer Nachahmer. So ist z. B. Herr Bartels auf den Gedanken gerathen, unsre Mundart werde

zu rauh, durch die Menge der gehäuften Mitlauter. Deswegen nun hat er den Versuch gewagt, in viel Wörter noch Selbstlauter einzuflicken. Nach dieser Theorie schreibt er also **kränkete, lebete, Schriftesteller, mögelich** und glaubt nicht, daß dadurch die Sprache würklich höchst schleppend wird.

Geben sich nun gar Oberteutsche an willkührliche Sprach-Behandlung; so bereichern sie dieselbe nicht nur mit ihren kauderwelschen Provincialismen, geben uns **derley**, **auf etwas vergessen** und ähnliche Ausdrücke zu lesen, verwechseln das praeteritum imperfectum mit dem perfecto, z. B. „**Waren** „Sie einmal in Paris?" statt: „**Sind Sie** „in Paris gewesen?" oder gebrauchen gar am unrechten Orte, um diesen Fehler zu vermeiden, das plusquamperfectum: **Waren Sie gewesen?** sondern auch, da sie kein Gehör für die feinern Abstuffungen der Klänge haben, verwechseln sie unaufhörlich die ſ, ß und ſſ mit einander, schreiben **Muse** (Musa) statt: **Muße** (otium) oder gar **Gröse**, statt **Größe**. Einem Niedersachsen und überhaupt jedermann, der

der seine Sprache studiert hat, kann das gar nicht begegnen. Ein einfacher s wird weich ausgesprochen; ein ß (welches sehr uneigentlich von Einigen ein **Eszett** genannt wird) besteht aus einem langen ſ, dem ein kleiner s angehängt ist, um ihn dadurch zu aspiriren; allein er wird darum doch bey Weitem nicht so hart, wie ein doppelter s, oder ſſ. Auch wird er wie ein einziger Buchstabe betrachtet, statt daß der ſſ im Buchstabieren getrennt werden muß. Welches irgend fühlbare Ohr empfindet nicht den Unterschied zwischen dem Klange der Sylben in folgenden Wörtern: **lose, große, Schlosse**? Ein biegsames Organ wird sogar **löst** anders, wie **flößt** aussprechen. Verschieden geschrieben aber müssen beyde Wörter immer werden, der Abstammung wegen, weil das eine von **lösen**, das andre von **flößen** herkömmt — aber freylich! ein Oberteutscher schreibt auch wohl **flösen**, und spricht es doch hart aus.

Man hat sehr Unrecht, wenn man über die Rauheit unsrer Sprache klagt. Versteht ein Schriftsteller, besonders ein Dichter, die

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kunst, solche Wörter zu wählen, deren Klang dem Ausdrucke der Empfindung angemessen ist; verdrängen neuerungssüchtige Leute nicht solche Buchstaben, welche größere Mannigfaltigkeit in die Aussprache bringen; hat endlich Der, welcher liest, biegsame Organe, um den Unterschied unter dem vollklingenden y und schärfern i, unter einer, durch ein h aspirirten Sylbe und einer andern bemerklich zu machen u. s. f.; so fehlt es unsrer Sprache keineswegs an Harmonie. Unsre Consonanten klingen nicht so hart, wie sie scheinen. Unser S ist zu Anfange des Worts nie aspirirt, z. B. **Sand**, **sehen**, **suchen**; im Französischen, der Regel nach, immer, z. B. sang, souffrir; im Italienischen nur selten weich, größtentheils hart, weich in sbarcare, hart in sentire, sapere. In der Mitte der Wörter ist der s bey uns nach einem Consonanten nur zuweilen hart, z. B. hinter m, p und ch, aber öfter weich, wie in **Linsen**; im Französischen soll er in diesem Falle immer wie ein c ausgesprochen werden, z. B. in danser; im Italienischen ist er selten weich, wie in consiglio, öfter hart, wie in pensare. Unser sch

fällt

Bayerische Staatsbibliothek München

fällt nicht öfter vor, wie das französische ch; denn daß es die Oberländer und Sachsen mit in den st einflicken, welchen sie scht aussprechen, ist ein garstiger Fehler, den keine Nation begeht und den wenigstens das Theater verbannen sollte. Aber auf demselben ist er allgemein angenommen — ja! kenne ich doch einen Schauspieler von Ruf, welcher zugleich Schriftsteller ist, und der **des Vatersch, des Brudersch** u. s. f. sagt! Das einzige ch ist etwas häufig in unsrer Sprache; k kömmt nicht öfter vor, wie qu im Französischen — Welche wiedrige Cacophonie, in den so vielfältig erscheinenden quoique, quiconque, parceque, qui que ce, pourvu que! ꝛc.

Es giebt vielleicht keine europäische Sprache, die so malerisch wäre, wie die teutsche; ich verstehe darunter, daß die Wörter schon durch ihren Klang das fühlbar machen, was sie ausdrücken sollen. Man nehme zum Beyspiele nur folgende Wörter: **krachen, rieseln, hell, ritzen, Donner, Lamm, stumpf, klingen, rauschen, milde, wallen, sprudeln, rollen, hohl, öde, trennen, hüpfen, lech-**

zen u. s. f. — Welch' ein Vortheil für Dichter und Redner, die davon Gebrauch zu machen verstehen!

Man fängt jetzt wieder an, wie einige ältere schweizerische Schriftsteller, teutsche Werke mit lateinischen Lettern zu drucken. Ich kann nicht einsehn, warum man uns unsre alten eigenthümlichen Buchstaben nehmen will. Ob solche conventionelle Zeichen eine runde, oder eckichte Form haben, das ist doch in der That ziemlich gleichgültig; Dem Ausländer aber erleichtern wir dadurch gar nicht die Mühe, unsre Sprache zu erlernen, denn ich habe oft bemerkt, daß Engländer und Franzosen, wenn sie das Teutsche mit ihren Buchstaben gedruckt sehen, viel geneigter sind, die Wörter unrecht, sie so auszusprechen, wie es ihre Mundart mit sich bringt, als wenn sie unsre alten Zeichen vor sich haben. Ueberhaupt macht jede Neuerung von der Art, wovon nicht zu erwarten ist, daß sie allgemein angenommen werde, nur Verwirrung.

Verschiedne unsrer besten Schriftsteller haben eine neue Ortographie einzuführen gesucht,

sucht, indem sie einige Buchstaben, die sie als unnütz ansehen, weggeworfen haben, den aspirirenden h mitten aus den Sylben weglassen, den y ganz verbannen, statt des c immer den k oder z brauchen u. s. f. Zur Vertheydigung dieser Neuerung sagen sie: man müsse die Wörter grade so schreiben, wie man sie ausspricht und man verderbe viel Zeit mit Einflickung dieser unnützen Buchstaben. Was diesen letzten Grund betrifft; so verdient er wohl kaum eine Widerlegung — Millionen einzelne Buchstaben mehr geschrieben, werden noch nicht einen einzigen Tag an der Lebenszeit verkürzen. Ist es denn aber wahr, daß nur die Aussprache die Rechtschreibung bestimmen müsse? Gar nicht! Das Eigenthümliche hat die teutsche Sprache, **daß man nie anders ausspricht, als man schreibt**, oder vielmehr, daß die Buchstaben, in der Zusammensetzung, denselben einzigen Klang behalten, den sie für sich besonders haben. Dies ist bey andern Sprachen nicht der Fall, indem z. B. im Englischen alles davon abhängt, mit welchen andern Buchstaben ein Selbstlauter in Verbindung kömmt, um ihn auf dreyerley

Art auszusprechen. Aber daraus folgt nicht umgekehrt, daß man nach dem Klange schreiben dürfe; sondern man muß hier auch Rücksicht auf die Abstammung der Wörter nehmen, um ihnen nicht das Gepräge ihrer Wurzeln zu rauben. Dies findet ja in allen Sprachen Statt. Im Französischen haben die End-Sylben folgender Wörter alle einerley Klang: enclos, généraux, beau, dépôts, eaux, berceau; also könnte man freylich, beliebter Kürze wegen, schreiben: enclo, généro, bo, dépo, o, berso; aber man will sehn, daß généraux der Pluralis von général ist, folglich das a, und daß berceau von bercer herkömmt, folglich das e behalten muß. Welche grammaticalische Verwirrung würde nicht, besonders bey Ausländern, eine solche Schreibart stiften! Und dann schreiben jene Herrn eigentlich gar nicht, wie man sprechen sollte; **thun** muß ganz anders klingen, wie **tun**; **bey** ganz anders, wie **bei**. Es ist sehr übel gethan, wenn wir unsre Ohren dafür abstumpfen und der Sprache dadurch einen Theil ihrer mannigfaltigen Harmonie nehmen. Man sollte sich vielmehr üben, den Unterschied des Klanges

recht

recht fühlbar zu machen, der z. B. in folgenden drey Sylben liegt: **mehr**, **Meer** und **mer**, (z. B. in **immer**.) Wer wird sehn auf heiligen reimen wollen? und doch habe ich diesen Reim schon in einem Gedichte gefunden, seit Klopstock, Schlözer und Andre, statt sehn, sen schreiben. Man spreche den Anfang folgender Ode von Ramler richtig und höre, wie volltönend und harmonisch das klingt!

Lyäens und Cytherens Sohn,
Im schönsten Rausch gebohren ꝛc.

Nun aber schreibe man:

Lieens und Ziterens Son
Im schönsten Rausch geboren,

und lese es dann — welch' ein Unterschied!

Sollte jene neue Schreibart allgemein werden, (welches freylich nicht der Fall seyn wird) so müsste man wenigstens an der Stelle der weggeworfnen Buchstaben, Accente erfinden, wodurch angezeigt würde, welche Sylbe gedehnt, welcher Vocal schärfer ausgesprochen

werden müßte u. s. f. Denn wenn man nun einem Ausländer sagt: das Wort **Hun** (wie es jene Herrn schreiben) werde **Huhn** ausgesprochen; so wird er, wenn er **hundert** lesen soll, auch **huhndert** sagen. Da wären also Accente nöthig — und warum nun neue Zeichen erfinden, wodurch noch obendrein die Stelle der alten gar nicht vollkomnen ersetzt würde, indem sie uns nicht, wie diese, die Abstammung der Wörter zeigen?

Wir haben einen c in unsrer Sprache, (wenn ich anders mein a b c richtig gelernt habe) der vor a, o und u, wie ein k; vor e, i, y, ä und ö, wie ein z ausgesprochan wird; aber zwischen s und h mit einem Vocal und vor h wieder einen andern Klang bildet. Da wir nun diesen c haben, immer gehabt haben und ihn nicht ganz verabschieden können; so begreife ich nicht, warum einige neuere Schriftsteller und das Heer ihrer Nachahmer, wo es irgend möglich ist, an die Stelle dieses unglücklichen c, einen k oder einen z setzen. Dadurch werden die ausländischen Wörter auf die wiederwärtigste Art verunstaltet und unkenntlich, wie z. B.

das

das Wort Carcer, welches sie Karzer schreiben. Ich bleibe, nicht aus Vorurtheil, sondern aus Grundsatz, bey der alten Weise und schreibe auch Cammer und Cörper, um bemerklich zu machen, daß diese Wörter von Camera und Corpus herkommen. Ein gleicher Fall ist mit ph, wofür man auch anfängt, den f zu gebrauchen und Filosof und Sofist zu schreiben.

Dieselbe Verschiedenheit, welche man noch in der teutschen Rechtschreibung und Grammatic bemerkt, herrscht in dem Gebrauche der , ; : . ? und ! Hierin wünschte ich ebenfalls nicht nur Gleichförmigkeit, sondern auch, daß man noch mehr Zeichen von der Art erfände, um das richtige und ausdrucksvolle Lesen zu erleichtern. Man dürfte zu diesem Zwecke nur einige derselben zusammensetzen z. B. da, wo zwar eine Frage, oder eine Ausrufung, aber dennoch der Sinn nicht ganz zu Ende wäre, statt des Punctes, der sich unter den Frage-Zeichen und Ausrufungs-Zeichen befindet (? !) ein Comma setzen. Ein Paar Beyspiele werden dies deutlich machen; Man nehme folgende Redensart: „Zah-

„len Sie mir das Geld; so können Sie reisen.“ Die erste Hälfte dieser Phrase kann in dem Tone der Bedingung, sie kann auch in dem Tone der Forderung gelesen werden, so das es entweder heisst: Si Vous me payés l'argent, Vous pouvés partir (Wenn Sie mir ꝛc.) oder: Payés-moi l'argent, et Vous etc. Im erstern Falle würde ich hinter Geld ein; im andern, ein ! aber mit einem , (etwa also ¦) setzen. Und folgender Ausdruck: „Der Schritt, den „Sie, ohne zu wissen warum, gethan haben.“ Hier würde ich hinter warum ein solches Zeichen setzen ⁈ — Doch genug über diese Kleinigkeiten! Am mehrsten Misbrauch wird von den so genannten Gedankenstrichen gemacht und jemand hat sehr Recht, wenn er sagt: ein . werde gesetzt da, wo der Verstand zu Ende, ein — aber gewöhnlich da, wo gar kein Verstand sey. Meinem Gefühle nach gehört ein solcher — nur dahin, wo der Schriftsteller nicht ganz ausredet, sondern dem Leser noch zu denken oder zu errathen übrig lässt, z. B. „Ich glaubte, „eine bessere Behandlung verdient zu haben; „auch gab es Leute, die das fühlten; aber —“ Ferner, wenn der Sinn auf überraschende

Weise

Weise anders ausfällt, wie man Anfangs erwartet hatte, z. B. „Er erreicht bald die Wohnung „seiner treuen Geliebten, eilt mit drey Sprüngen die Treppe hinauf, öfnet die Thür ihres „Zimmers und findet sie — in den Armen eines „Andern.“ Endlich zwischen abgebrochnen Sylben, bey verwirrten, heftigen Leidenschaften und bey dem Ausdrucke der Unentschlossenheit, wo man einen Gedanken zurücknimt, bevor man ihn vollkommen ausgesprochen hat. Hiervon findet man Beyspiele genug in unsern Monodramen. In allen übrigen Fällen steht, so viel ich es einsehe, ein — nicht an seinem Platze.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, die teutsche Sprache, so viel möglich, von fremden, ausländischen Wörtern zu reinigen. Unser Campe hat einige sehr glückliche Versuche von der Art bekannt gemacht und dafür die Ehre genossen, von unbedeutenden Leuten verhöhnt zu werden. Die Hauptsache kömmt freylich darauf an, daß der neue teutsche Ausdruck, ohne Umschreibung, bestimmt dieselbe Idee erwecke, wie der verbannte fremde; und da ge-

stehe ich, daß ich doch glaube, es wird nie möglich seyn, alle ausländischen Wörter genau zu übersetzen und entbehrlich zu machen. Hier sind meine Gründe! Mit dem fremden Ausdrucke gehen oft auch ganz fremde Vorstellungsarten, die Bezug auf die eigenthümlichen Sitten einer andern Nation haben, mit zu uns über. Der Franzose (wenigstens der ehemalige) hatte den Ausdruck aller wärmern Empfindungen gewissen conventionellen Formeln unterworfen. Weniger herzlich wie der Teutsche, hatte bey ihm jede Bezeugung theilnehmender Gefühle den Anstrich der Höflichkeit und der feinen Lebensart. Sehr characteristisch ist z. B. der französische Ausdruck: je Vous fais mon compliment. Er gebraucht ihn, um Beyleid, um Freude über angenehme Vorfälle, um Beyfall zu bezeugen; Un compliment hieß sodann überhaupt ein verbindliches, nicht so durchaus ernstlich gemeintes Wort, endlich auch ein Gruß. Nun fordre ich jeden Teutschen auf, in unsrer Sprache ein Wort zu finden, das alle diese Bedeutungen umfasse. Mit den französischen Sitten ist auch die Kunst, Complimente zu machen, zu uns übergegangen,

das

das heisst: die Kunst, aus Höflichkeit allerley Dinge zu sagen, die ungefähr wie Freundschafts- Mitleids- Freudens- oder Beyfalls-Bezeugungen klingen, indeß Beyde, Der, welcher giebt und Der, welcher empfängt, schon wissen, wie das zu verstehn ist; allein aus unsrer alten, ächten, biedern Sprache lässt sich schwerlich ein Ausdruck hervorsuchen, der einen deutlichen Begriff von dieser Kunst darstellte, so wenig, wie sich vielleicht für manche andre ausländische Tugenden, Gefühle, Stimmungen und Eigenthümlichkeiten, alter und neuerer Zeit, teutsche Ausdrücke finden lassen, z. B. für **attische Urbanität**, englischen public spirit, (doch ist das kürzlich in Umlauf gekommene Wort **Gemeingeist** ziemlich bezeichnend) für **Spleen** rc. Ich meine, es gehört wesentlich zur Philosophie der Sprachen, solche Ausdrücke aufzusuchen, die ganz das eigenthümliche Gepräge des National-Characters tragen; und man wird reicher, nicht nur an neuen Wörtern, sondern würklich an neuen Ideen, wenn man dergleichen fremde Ausdrücke in seine Muttersprache überträgt. Je größer die Schwierigkeiten, sie zu übersetzen sind, desto gewisser ist

es,

es, daß der damit verknüpfte Begriff uns wenigstens in Einem Betrachte fremd ist. Noch ein Beyspiel nehme man an den französischen Wörtern **discret** und **Discretion**. Diese umfassen zugleich die Begriffe von **Bescheidenheit**, **Vorsichtigkeit**, **Verschwiegenheit**, **Großmuth**, **Edelmuth** (z. B. „sich „auf Discretion ergeben; um eine Discretion „wetten") und manche andre Neben-Ideen, dennoch aber keinen einzigen dieser Begriffe besonders; denn der Franzose hat ja für jeden derselben auch einzelne Wörter. Wer also **discret** handelt, der wird durch eine Mischung aller jener Tugenden geleitet, woraus eine neue, conventionelle, den Franzosen characterisirende Eigenschaft entsteht, welcher man schwerlich einen einzelnen teutschen Namen geben kann.

Zum Schlusse sey es mir erlaubt, ein kleines, obgleich sehr unvollständiges Verzeichniß solcher, bey uns in Umlauf gekommnen Wörter hier her zu setzen, die ich wenigstens für äusserst schwer, ohne Umschreibung zu verteutschen halte: **Aisance**, **amüsiren**, **Allee**, **Affectation**,

bi-

bizarr, Büreau, compromittiren, Conversation, Character, Catastrophe, Comtoir, Contenance, Cadeau, contrastiren, Chicane, Dialog, Duplicität, Direction, Dementi, declamiren, Esprit, (in gewisser Bedeutung) ennüyiren, (activ und passiv zu gebrauchen) Engagement, Enthusiasmus, Fat, fetiren, Fanatismus, Genie, geniren, Gourmant, galant, Impertinenz, Inconsequenz, Incongruenz, Intrigue, Indignation, Indolenz, Interesse, meubliren, Nüancen, nüanciren, Publicität, pretios (z. B. pretioser Styl) Polisson, ein Parvenü, Proceß, (gerichtlich, chemisch rc. zu brauchen) plantiren, precaire, raisonniren, railliren, *rendés-Vous*, respectiren, seckiren, styliren, oder stylisiren.

Man halte unsre Sprache darum nicht für arm an Ausdrücken! Jede hat ihren eignen Geist, wie die Nation, bey der sie sich gebildet hat, und wir haben gewiß eine Menge Wörter, die kein Franzose richtig übersetzen wird, so wie eine Menge Begriffe, für welche er keinen innern Sinn hat. Das Wort **Biedermann**, zum

Bey-

Beyspiel, ist eines von denen, welche ihm immer viel ausländischer bleiben werden, wie uns sein Ausdruck *bonhommie*, den wir recht passend durch Gutmüthigkeit verteutschen können, weil diese Tugend bey uns sehr national ist.

VI.

VI.

Ueber Styl und Schreibart.

Im zweyten und dritten Abschnitte dieses Buchs ist schon von einigen Haupt-Erfordernissen einer guten Schreibart, ohne welche selbst der vollkommenste Inhalt eines Werks einen Theil seiner Würkung verfehlt, geredet worden. Reinheit der Sprache — das heisst: Befolgung der allgemein anerkannten grammaticalischen Regeln — Gabe der Darstellung, Klarheit und ein bescheidner, gesitteter, dem Gegenstande, den man behandelt, angemeßner Ton; das war es, was damals nur gelegentlich, indem von den erforderlichen Eigenschaften eines vorzüglichen Schriftstellers die Rede war, als nothwendig festgesetzt wurde. Ich gab dabey einige Regeln und Vortheile an, deren man sich, bey Ausfeilung seiner Werke, bedienen könnte — Hier ist nun der Ort, jene allgemeinen Forderungen genauer zu bestimmen, obgleich die

Grenzen dieses Werks es nicht erlauben, hierüber etwas Vollständiges zu liefern.

Bloße Naturgaben und theoretisches Studium sind bey Weitem nicht hinlänglich, den Styl zu bilden; Ohne jene wird freylich wenig Eigenheit und Kraft in die Schreibart kommen und ohne dieses wird man gegen die gemeinsten Regeln anstoßen; aber noch einmal! bey einer natürlich guten Anlage zur Beredsamkeit und den besten Sprachkenntnissen, wird dem Style dennoch ein Grad von Vollkommenheit, eine gewisse Geschmeidigkeit fehlen; man wird oft Aengstlichkeit, Mühe verrathen, und kurz! nicht ganz die Schreibart in seiner Gewalt haben, wenn man sie nicht durch Uebung ausgebildet hat. Diese Uebung ist es, welche, unbeschadet der Originalität, uns in den Stand setzen muß, nach den Verschiedenheiten der Gegenstände, die man behandelt, auch den Ton und die Manier umzuändern. Daß endlich hierzu auch eine ausgebreitete, von Aufmerksamkeit geleitete Belesenheit teutscher und ausländischer, alter und neuer, guter und schlechter Werke und Bekanntschaft mit dem Conversa-

tions-

tions-Tone der Menschen aller Classen erfordert werden, wird jedermann zugeben.

Wer ausschließlich nur die Schriftsteller Einer Nation studiert, oder diese auch nur mit besondrer Vorliebe liest, wird, wie Der, welcher nur in Einem Fache der Literatur vorzüglich einheimisch bleibt, sich eine gewisse einförmige Manier angewöhnen, die er auch da anbringt, wo sie wenig passend ist. Die neuern französischen Prosaisten (vor der Revolution) reden eine unerträgliche Sprache. Ihr pretioser, blumenreicher, mit unzähligen Antithesen ausgeschmückter Styl, muß Jeden aneckeln, der Sinn für eine kraftvolle, körnichte Schreibart hat. Wenn er auch in ihren wäßrichten Romanen zu ertragen wäre; so empöhrt er doch unbeschreiblich in historischen und andern wissenschaftlichen Werken. Wer diesen Unwillen in hohem Grade empfinden will, der lese unter andern ein Werk, das den Titel führt: le Philosophe sans prétentions, par Mr. de la Follie, de l'academie de Rouen. Die kleinliche Art der Einkleidung und die kindische Spielerey und Witzeley, welche in diesem Werke herrschen,

schen, verdunkeln durchaus die neuen und kühnen Ideen, wovon es übrigens in der That voll ist. Selbst die Schriftsteller, welche seit zwanzig Jahren das größte Aufsehn in Frankreich erregt haben, sind von diesen Fehlern und einer unerträglichen Weitschweifigkeit nicht frey — Immerhin! Es mogte Bedürfniß für die Nation seyn, so zu schreiben; aber uns, an kräftigere Kost gewohnte Teutsche, kann solche lose Speise nicht behagen. Man hat Meißnern vorgeworfen, daß er zuweilen in eine ähnliche Manier verfalle. Ich wage es nicht, zu entscheiden, ob dieser Vorwurf gegründet sey, oder nicht; aber das ist gewiß, daß für unsre Sprache und für das Genie unsrer Nation ein pretioser, gezierter, blumenreicher Styl am wenigsten taugt und passt. Ferner ist fast nichts unerträglicher, wie der Misbrauch der Gattung, welche man die poetische Prosa nennt. Gemeine, alltägliche Dinge werden durch diese bunte Einkleidung um nichts interessanter; Nur mit äusserster Vorsicht und Mäßigung darf der Prosaist sich je zuweilen einmal erlauben, vielleicht bey Schilderung einer Natur-Scene und bey andern Veranlassungen, die das Herz erwärmen oder

die Phantasie beseelen können, die Sprache des Dichters zu reden; Solche Stellen würken dann unwiederstehlich. Man merke aber wohl, daß ein großer Unterschied unter einer feurigen, warmen, lebhaften, hinreissenden Beredsamkeit und einer poetischen Diction ist. Grade wo jene schnell hinströmt und Gedanken auf Gedanken thürmt, da würde diese weilen und ausmalen. Ich glaube dies kaum durch Beyspiele erläutern zu dürfen; jeder aufmerksame Leser wird selbst den Unterschied fühlen. Man verstehe mich aber nicht unrecht! Im Ganzen verwerfe ich die poetische Prosa nicht, als eigne Gattung betrachtet — Wie könnte ich auch das? Ich müsste ja nie Tümmels reizende Wilhelmine gelesen haben! Nur gegen den Misbrauch warne ich. Vor allen Dingen aber ist **Bombast und Schwulst** zu vermeiden. Diese sind wieder verschieden von dem poetischen Ausdrucke. Wer schwülstig schreibt, gebraucht mehrentheils große Ausdrücke, um kleine Dinge zu bezeichnen; stimmt einen affectvollen Ton an, wo nur kalte Vernunft reden sollte; Er häuft Bilder und Beywörter, deren eines nicht mehr sagt, wie das andere; Er entlehnt diese Bilder

weit her, malt sie entweder unnützerweise aus und wird dadurch schleppend, oder verwirrt sich so in seinen verschrobnen Wortfügungen, daß man Mühe hat, einen Sinn herauszufinden.

Ich will es doch versuchen, hier eine Stelle, auf dreyerley Art bearbeitet, dem Leser vorzulegen. Zuerst die Probe einer etwas declamatorischen Schreibart, gegen deren zu häufigen Gebrauch, besonders im wissenschaftlichen Vortrage, in Geschichte und Erzählungen, in Briefen, Dialogen u. s. f. ich warnen muß:

„Getrost, heiter und mit festen Schritten „wandelt der redliche und verständige Mann „auf dem sichern Pfade fort, den ungeheuchelte „Tugend und unbestechbare Wahrheit ihm vor„zeichnen. Wenn Gewissen und Klugheit ihn „rechtfertigen; so verachtet er die Verleum„dungen der Bosheit, den Tadel der Schwach„köpfe, die Verfolgungen des Neides und selbst „die Drohungen mächtiger Unterdrücker — Früh „oder spät ist sein Sieg doch gewiß."

Dieselbe Stelle nun würde der prosaische Dichter vielleicht auf folgende Art ausschmücken:

„Sehet,

„Sehet, mitten im Aufruhre des Meers,
„von heulenden Stürmen und tobenden Wellen
„ringsumher bekämpft, den Felsen unerschüttert
„dastehn! — Zwar umhüllen sein ehrwürdiges
„Haupt dicke Nebel und Finsterniß; aber bald
„zertheilt der Sonne wohlthätiges Strahlen-
„Licht die trüben Wolken; Der Unverletzliche
„erscheint wieder in seiner ganzen Größe; die
„Winde schweigen und die schäumenden Wogen
„sinken gebrochen zu seinen Füßen nieder —
„So unbewegt, so ungeschreckt von den rasen-
„den Angriffen des Neides, der Bosheit und
„der Verleumdung, ragt der Edle und Weise
„mitten unter seinen verschwornen Feinden her-
„vor, sieht mit Verachtung und Mitleid auf sie
„herab, erzwingt, selbst von den mächtigen
„Drohern, Ehrerbiethung, durch Gradheit,
„Ernst, Entschlossenheit, und erwartet also in
„stiller Ruhe den Zeitpunct, der sie alle mit
„Beschämung zwingen wird, dem höhern Ver-
„dienste zu huldigen."

Im schwülstigen Style könnte eine solche Stelle also lauten:

„Wie, vom fernen Orient her, der heitre „Glanz des himmlischen Gestirns, das den „Erdkreis erleuchtet, an schönen Sommertagen „den weiten Horizont erfüllt, alle Creatur er= „quickt, belebt und vor ihm hin Schatten und „Finsterniß verscheucht; so weicht vor dem maje= „stätischen Blicke des Edeln und Weisen, die „Dunkelheit, die den reinen Schimmer der „göttlichen Wahrheit umhüllt. Vergebens wäl= „zen Bosheit und Dummheit ungeheure Ge= „birge schwarzer Verleumdung und niedriger „Kunstgriffe dem Unerschütterlichen in den „Weg — Mit erhabner Würde, erzeugt aus „der keuschen Umarmung des schuldlosen Gewis= „sens und der männlich starken Vernunft, schrei= „tet er kühn fort, auf der einmal betretnen „Bahn; aber in Staub verfliegen unter seinen „Tritten jene Gebirge, und bald liegen auch, „beschämt und überwunden, obgleich voll Inn= „grimms, seine Feinde huldigend zu seinen „Füßen."

Im comischen Style kann man indessen zu= weilen Gebrauch von diesem Bombaste machen, indem man mit hochtönenden Phrasen die

Schil=

Schilderung einer Scene beginnt, dadurch die Erwartung der Leser auf's höchste spannt und zuletzt mit der unbedeutendsten Posse endigt.

Ueberhaupt also erfordert nicht nur jede Gattung von Schreibart eine eigne Behandlung, sondern der Gegenstand des Werks macht auch einen großen Unterschied im Vortrage. Derselbe Schriftsteller, welcher als Geschichtschreiber vortreflich ist, wird vielleicht sehr steife Briefe verfertigen; allein in Briefen, welche Natur-Scenen schildern, muß denn auch wieder ein ganz andrer Ton herrschen, wie z. B. in philosophischen Briefen u. s. f.

Ein großes Verdienst ist es daher, die Diction so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß man in jeder Schreibart den rechten Ton zu treffen wisse; erhaben, wo es der Gegenstand erfordert; einfach, wo Simplicität Würkung thut; leichtfertig, im Comischen; rührend und herzerschütternd, wo es Zeit ist u. s. f., und dennoch weder seine Originalität zu verleugnen, noch von einer gewissen Würde herabzusinken, die dem Manne, welcher öffentlich redet, ziemt

und die selbst im Comischen nicht aus den Augen gesetzt werden darf, wenn man nicht in das Platte und Pöbelhafte fallen will. Um ein Beyspiel zu geben; führe ich nur **Bahrdts Leben und Meinungen**, von ihm selbst geschrieben, an. In einem solchen Buche, in welchem ein Mann, der so ansehnliche geistliche Bedienungen bekleidet und dabey durch seine Unglücksfälle, so wie durch seine Lehrsätze, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dem Publico Rechenschaft von seinen Schicksalen und Verirrungen geben will; wer erwartet da nicht eine gewisse Würde im Vortrage, verbunden mit wahrer Herzens-Sprache? Und wie unangenehm wird man nicht dagegen getäuscht, durch den höchst leichtfertigen Ton, in welchen der Verfasser so oft verfällt, (der Nachlässigkeit und Incorrectheit des Styls nicht einmal zu gedenken) und wodurch er die Eindrücke einiger wahrhaftig rührenden Stellen immer wieder schwächt? — Wie sehr verschieden von der Einfalt, Würde und Wahrheitsliebe, mit welcher Rousseaus Bekenntnisse geschrieben sind!

Wer viel in bürgerlichen, besonders juristischen Geschäften schreibt, dessen Styl nimt leicht eine gewisse Steifigkeit oder Trockenheit an, die in literarischen Arbeiten schlechte Würkung thut. So unangenehm nun dies für den Leser ist, wenn auch übrigens das Buch, dem Inhalte nach, noch so viel Werth hat; eben so wiedrig klingt ein blumenreicher, geschmückter, bellettristischer **Geschäfts-Styl**. Ich will hier nicht der alten gothischen, weitschweifigen juristischen Schreibart das Wort reden; (Fast in allen teutschen Provinzen hat der bessere Geschmack auch hierauf seine wohlthätige Würkung gezeigt) allein immer muß doch in Berichten, Relationen und Klagschriften ein andrer Ton herrschen, wie in Romanen; und ich glaube, es ist sehr wichtig, dafür zu sorgen, daß da, wo Obere und Richter kaltblütig urtheilen sollen, das Uebergewicht einer blühenden Beredsamkeit nie Einfluß bekomme, sondern eine gewisse Form beybehalten werde, wobey von der einen Seite alle Superiorität der Talente, auf Unkosten der Wahrheit, und von der andern alle Bestechung des Herzens, zum Nachtheile der unpartheyischen Vernunft, wegfalle.

Wir Teutsche können stolz darauf seyn, eine große Anzahl vortreflicher Prosaisten zu haben, deren Jeder fast sich durch besondre Originalität im Style auszeichnet. Als Muster einer schönen, männlichen, markvollen, edeln und gedrungnen Schreibart kann man die ältern Werke des Herrn Ritters von Zimmermann empfehlen. Selbst in seinen neuern, andrer Ursachen wegen so sehr getadelten Schriften, stößt man auf hinreissend schöne Stellen dieser Art — Freylich sollte ich ihn, da er eigentlich ein Schweizer und kein Teutscher ist, hier gar nicht nennen; aber er schrieb doch in unsrer Sprache; und in seinen guten Tagen, als er jene Werke verfertigte, hatten wir, so viel ich weiß, nicht einen einzigen Prosaisten, den man mit ihm hätte vergleichen können.

Wahre Originalität des Styls hängt nun freylich von Originalität der Gedanken ab, und Characterlosigkeit erzeugt, bey den tiefsten gelehrten Kenntnissen, eine unbestimmte, matte Schreibart; Wenn ich daher oben gesagt habe, daß man sich leicht eine gewisse Manier angewöhnte, wenn man vorzüglich fleissig nur die

Schrift-

Schriftsteller Einer Nation studierte; so habe ich dadurch andeuten wollen, daß man unmerklich mit der fremden Sprache auch einen fremden Ideen-Gang annähme. Einen merklich großen Einfluß auf die Schreibart hat auch der Systemgeist; Wir hören einen Schriftsteller, welcher seine vorigen Grundsätze gegen andre vertauscht hat, auf einmal, nicht nur dem Inhalte, sondern auch dem Style nach, eine Sprache reden, die wir vorher nie an ihm gekannt haben; Die Art der Rosenkreuzer und andrer Mystiker, sich über die alltäglichsten Dinge auszudrücken, hat eine unverkennbare Eigenheit und Gleichförmigkeit. Von dem Einflusse der Geschäfte im bürgerlichen Leben auf die Schreibart ist schon geredet worden; So wird man z. B. wenig Schullehrer finden, die nicht, durch die Gewohnheit verleitet, ihren Schülern jeden Begriff zu zergliedern, zu erläutern und alles ab Ovo herzuleiten, diese unterrichtende und weitschweifige Manier selbst in ihre mündliche Unterhaltung und noch häufiger in ihre Schriften übertragen. — Nur das erhabnere Genie weiß sich von solchen Fesseln loszureissen und geht seinen ihm ganz eignen

Gang.

Gang. Wer aber das auffallendste Beyspiel von dem Einflusse der Geistes-Stimmung auf den Styl sehn will, der bemerke, welche Umschaffung die französische Revolution bey den Schriftstellern dieser Nation bewürkt hat. Jene Kraft, Stärke und Härte, jene nicht geordnete Neuerungssucht, jene Kühnheit, jener Ungestüm und alles, was bey der großen Umwälzung sich thätig gezeigt hat, ist auch seit einem Paar Jahren in die Sprache ihrer Redner und Schriftsteller übergegangen; Sie haben sich neue Wörter und neue Wendungen geschaffen.

Es ist bey einer guten prosaischen Schreibart, auch ohne Rücksicht auf den innern Gehalt und auch ohne Rücksicht auf Klarheit, Popularität und Gabe der Darstellung, bloß im Mechanischen, sehr viel mehr zu beobachten, wie man gewöhnlich glaubt; das empfindet nur Der, welcher fleissig an seinen Werken feilt. Es ist da zu sehn: auf **Numerus; Wohlklang; Harmonie; Vermeidung der Cacophonie,** des zu häufigen Gebrauchs derselben Wörter und solcher, die, wieder die Absicht, einen **Reim** bilden; auf angenehme Abwechse-

wechselung langer und kurzer Einschnitte; überhaupt auf Verbannung der **Monotomie** und eines zu einförmigen Ganges; darauf, daß man, nach Maßgabe des Inhalts, bald sanfte und weiche, bald kräftige, volltönende, bald rauhe und harte Wörter wähle; daß man die Perioden nicht zu oft mit kurzen Wörtern schliesse; daß man sich vor unnützen, langweiligen **Umschreibungen**, vor übel angebrachten **Declamationen** u. s. f. hüte — kurz! auf unzähliche Dinge, die klein scheinen und dennoch, wegen der vortheilhaften, oder nachtheiligen Würkung, nicht klein sind. Wir wollen immerhin dem höhern Genie gestatten, zu glauben, es bedürfe dieser Vorschriften nicht. Da sie aus der Natur dessen, was wahrhaftig schön und angenehm ist, entlehnt sind; so kann ein solches Genie sie vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, befolgen, oder man vergisst, über den hohen Schwung seiner Gedanken und über die Kraft seines Ausdrucks, die kleinen Ungehörigkeiten der Schreibart; Allein das ist doch auch gewiß, daß mancher Schriftsteller von erhabnen Talenten deswegen, wenigstens vom großen Haufen, nicht nach Würden geschätzt wird, weil er,

er, im eigentlichen Verstande des Worts — nicht schreiben kann, weil seinem Style jene Ausfeilung und Eleganz fehlt, die den Leser zuerst, wie das geschmeidige Organ eines Redners, einnehmen und zu der Aufmerksamkeit auf die herrlichen Sachen, die er sagt, hinreissen muß.

Ein gefälliger **Perioden-Bau** ist ein Haupt-Erforderniß zu einer guten Schreibart.— Ungebührlich lange Perioden machen das Lesen eines Buchs unbequem und halten immer die Erwartung unnöthigerweise gespannt; Zu kurze Absätze hemmen den Zusammenhang und brechen gleichsam die Rede in Fragmente ab. Allein der Fehler, längere Perioden zu bilden, wie manchem Leser vielleicht angenehm scheint, kann aus sehr verschiednen Ursachen entstehn. Ein übelgeordneter Kopf, der nicht recht weiß, wo er anfangen und wo er aufhören soll, um dasjenige zu Papier zu bringen, was dunkel und verworren in seinem Gehirne herumschwebt; ein Mann, der die Sprache nicht in seiner Gewalt hat, folglich selten den Ausdruck zu finden versteht, der am kräftigsten und kürzesten den Gedanken darstellt; der kleinliche Geist, der die

Fähigkeiten der Leser nach seiner eignen Beschränktheit beurtheilt und daher immer glaubt, nicht deutlich genug geredet zu haben, sondern durch weitläuftige Auseinandersetzungen und eingeflickte genauere Bestimmungen seine Meinung begreiflicher machen zu müssen — alle Diese werden leicht in jenen Fehler fallen; Allein eben so leicht kann es auch geschehn, daß Reichthum und Fülle der Gedanken sich in ungewöhnlich lange Perioden ergiessen. Der tiefe Denker hat den ganzen Satz, welchen er vortragen will, mit allen seinen Neben-Bestimmungen, ungetheilt im Kopfe; Er mögte gern dies vollständige Ganze eben so ungetheilt dem Leser vorlegen und in Einen Raum zusammenfassen; Daher die langen Perioden, welche man in manchen Werken unsrer berühmtesten Schriftsteller findet. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art giebt uns Wieland in seiner Vorrede zu Schillers Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, im historischen Calender für Damen, vom Jahre 1792. Man lese besonders den Perioden, Seite 2, und denjenigen nach, welcher beynahe die beyden Seiten 4 und 5 einnimt! Und doch wird niemand diese Wortfügungen steif und ermüdend finden.

Eigentlich sind lange Einschnitte von der Art auch nur dann widrig, wenn sie zu häufig vorkommen; wenn sie viel Worte und wenig Sachen enthalten; wenn in denselben keine kleinere Ruhepuncte vorkommen, bey welchen man, ohne die Stimme gänzlich sinken zu lassen, doch unmerklich Othem holen kann; und endlich wenn der ganze Sinn erst durch das Schlußwort, am Ende des Periodens, verständlich wird, indem die eingeschobnen langen Zwischensätze das Zeitwort von der Phrase, zu welcher es gehört, trennen. Es hiesse Misbrauch von der Geduld der Leser machen und unnützerweise Papier anfüllen, wenn ich hier Proben von dergleichen Wortfügungen abdrucken lassen wollte.

Einige unsrer Prosaisten glauben ihrem Style, durch häufigen Gebrauch der **Inversionen**, mehr Kraft und Lebhaftigkeit zu geben. Mäßig gebraucht thut diese Umkehrung der Wortfügung auch gute Würkung, wenn man, in affectvollen Schilderungen, das Hauptwort, worinn der Nachdruck liegt, gleich zu Anfange der Phrase hinsetzt, z. B.: „Gelähmt war nun „jede Kraft in mir; verschwunden jeder schwache

„Schim-

„Schimmer von Hofnung" u. s. f. Es ist eine Art poetischen Ausdrucks; aber eben deswegen darf er in der Prose nur mit Vorsicht angebracht werden. Einer unsrer Schriftsteller, dessen übrigens schon mit Lob in diesen Blättern Erwähnung geschehen ist, scheint sich vorzüglich in diese Manier verliebt zu haben. Was kann aber geschmackloser seyn, wie wenn man z. B. also anhebt: „Auf stand nun von seinem Stuhle „der Schuster; gelesen wurde mit Aufmerksam„keit der Brief" ꝛc. statt zu sagen: „der Schu„ster stand nun von seinem Stuhle auf und der „Brief wurde aufmerksam gelesen."

In manche **Inconsequenzen des Styls** verfallen die Schriftsteller durch den Gebrauch solcher Beywörter oder solcher Bilder, welche zu den Haupt-Wörtern, oder zu den Gegenständen, welche sie bezeichnen sollen, nicht passen. Göthe selbst gebraucht einmal in Erwin und Elmire den Ausdruck: „jene flache Jugend„Zeit." Man versteht leicht, was er sagen will; aber strenge genommen, lassen sich doch die Begriffe von **Fläche** und **Zeit** auf diese Weise nicht mit einander vermählen. Unsre

jungen Schriftsteller sind gar nicht eckel in solchen Zusammensetzungen; da liest man von „Gedanken, die den Geruch der nächtlichen „Lampe haben" (also riechende Gedanken) und von „dem Geiste, der auf Alle vertheilt „ist" (also ein theilbarer Geist.) Kleinere Ungehörigkeiten von der Art können dem besten Schriftsteller entwischen; sagt doch auch Archenholz irgendwo: „die Feinde hätten sich in ein „Chaos formirt." (Form und Chaos!)

Es begegnet uns zuweilen, wieder Willen etwas Comisches zu sagen und dadurch den ernsthaftesten Schilderungen einen lächerlichen Anstrich zu geben. Ein schon mehrmals genannter Schriftsteller beschreibt einmal, mit würklich fürchterlichen Farben, seine Gefahren und Empfindungen bey dem Krankenbette eines großen Mannes; Nach einer langen pathetischen Schilderung nun, die unsre Erwartung auf den Ausgang spannt, erfahren wir, daß — ein Stuhlgang den Schmerzen des Leidenden und der Unruhe des Anwesenden ein Ende gemacht hat. Die Sache ist ganz natürlich und hat an sich nichts Comisches; aber daß die so feyerlich vorberei-

bereitete Catastrophe sich grade in einen Stuhlgang auflöst; das giebt der Schilderung einen gar possierlichen Anstrich. Für so etwas muß sich der ernsthafte Schriftsteller hüten; um desto würksamerer Gebrauch aber ist davon im Comischen zu machen. Da dies Comische durch Neben- und Gegeneinanderstellung contrastirender, abstechender Dinge entsteht; so ist es nicht schwer, zu begreifen, was man zu thun oder zu vermeiden habe, um eine gewisse Würkung hervorzubringen.

Oratorische Figuren, Tropen, Gleichnisse, Bilder und dergleichen, gehören eigentlich in das Gebieth der Poesie und höhern Rednerkunst; deswegen dürfen sie in der gemeinen Prose nur wie eine seltene Würze gebraucht werden. Da sie Kinder, theils des Witzes, theils der Phantasie sind; so passen sie übel dahin, wo entweder nur die Stimme der ernsten Vernunft, oder die einfältige Herzens-Sprache gehört werden sollte. Denn sie zerstreuen dort die Aufmerksamkeit, hier die Empfindung, die nur auf Einen Gegenstand geheftet bleiben sollen. Der tiefe Denker und der innigst Ge-

rührte sind Beyde zu sehr mit diesem ihrem einzigen Gegenstande beschäftigt, als daß sie den Witz spielen und die Phantasie umherirren lassen sollten, um Aehnlichkeiten und Bilder zu suchen. Als in Schillers Trauerspiele **Cabale und Liebe** der Major seine ganze Wuth an dem niederträchtigen Hofmarschall von Kalb herausgelassen hat, sinkt allmählich sein heftiger Zorn, die Spannung seiner Seele läßt nach und er fängt nun an, den Elenden in bitter witzigen Ausdrücken zu verspotten. Kalb merkt bald, daß er jetzt nichts mehr zu befürchten hat: „Gottlob!" ruft er aus „Er wird witzig!"

Im so genannten galanten Style hingegen giebt hie und da einmal ein unerwartet angebrachtes Gleichniß, ein gefälliger bildlicher Ausdruck oder dergleichen, dem Vortrage eine angenehme Lebhaftigkeit und beschäftigt die Einbildungskraft der Leser. Nur müssen diese Verzierungen, wie schon gesagt worden, nicht gehäuft werden. Kein Buch ist mir je in die Hände gekommen, in welchem Gleichnisse und Metaphern so auf einander gethürmt wären, wie in einer kleinen Schrift, welche den Titel

führt:

führt; grönländische Processe. Da indessen das Buch von Anfang bis zu Ende aus nichts änderm besteht; so verdient doch das Product, wie zu einer ganz eignen Gattung gehörig, Aufmerksamkeit und Bewunderung. Man kann sich kaum einbilden, daß dem Verfasser eine so blühende Phantasie zu Gebothe stehn sollte, daß ihm alle diese Bilder, während des Schreibens sich dargestellt hätten, sondern man wird versucht, zu glauben, daß er Jahre lang daran gesammelt und sie dann nur geordnet und an einander gereyht hätte.

Weil bildliche Ausdrücke und Gleichnisse dazu dienen sollen, die Sätze, welche man vorträgt, zu versinnlichen und den Gegenständen ein lebhafteres Colorit zu geben; so ist die Forderung natürlich, daß das Bild nicht kleiner, unwürdiger, unedler, wie die Sache sey, welche sie bezeichnen und herausheben soll. Solche Gleichnisse, wie das folgende ist, dessen sich einmal Plutarch bedient, thun daher selten Würkung; Er redet nämlich von der Nothwendigkeit, zuweilen durch List der Gewalt zu Hülfe zu kommen und sagt dann: „wo die Löwen-

„haut nicht zureiche, da müsse man einen „Fuchsbalg darannähen." Auch muß das Bild nichts Ungefälliges haben, wie z. B. wenn Herr Posselt irgendwo sagt: „das Glück habe „Carln den Zwölften, wie seinen gekostesten „Buhlen umschlungen."

Im Comischen lässt sich auch hieraus Vortheil ziehn. Wenn man z. B. in einem Roman dieser Art von einem fürchterlichen Seesturme redet und den Leser auf die Schilderung vorbereitet, die man davon entwerfen wolle, und man hebt nun an, das schäumende Meer mit Bart-Seife, die Winde mit den Blase-Bälgen der Orgel und die finstern Wolken mit der Farbe seiner schwarzen Beinkleider zu vergleichen; so kann das Lachen erregen. Schakespear verstand die Kunst vortreflich; nur machte er, wie es der Genius seiner Zeit mit sich brachte, zu häufig Gebrauch von diesen Witzeleyen und noch mehr von den Wortspielen, die eigentlich zu den armseligsten Uebungen des Witzes gehören.

Manche Leute haben noch das Unglück, durch genauere Schilderungen der Details den

Aus-

Ausdruck, der vorher einige Kraft hatte, statt ihn zu verstärken, nur zu schwächen und unbestimmter zu machen.

Daß das Bild zu der Sache passen müsse, braucht wohl eben so wenig erinnert zu werden, als daß es kein Hirngespinnst, sondern aus der würklichen, oder wenigstens möglichen Natur zu entlehnen sey. Und doch wird auch oft dagegen gefehlt, wie wir das gleich an einem Beyspiele sehn werden.

Endlich ist es ein großer Fehler, wenn man seine Metapher bey der Ausführung verlässt und in eine andre umschafft. Im dritten Bande der Fragmente über Friedrich den Großen, Seite 222, steht folgende Stelle: „Der talentvollste Berliner Satan ist eher ein gehörnter „Esel, als ein Satan, und im Grunde doch „ein guter Junge, wenn man ihn nur nicht „hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt „aufzuklären.“ Es dient hier nicht zu meinem Zwecke, zu untersuchen, in wie fern diese Sprache überhaupt einem gesitteten Manne und Schriftsteller von Würde zieme; Allein wenn nun ein-

mal dieser Ton zu der Manier dieses oder jenes Schriftstellers gehört; so kann man doch wenigstens die Forderung machen, daß aus dergleichen Stellen einiger Witz hervorleuchte; denn auch Schimpfreden und Unsauberkeiten kann man mit Witz würzen. Hier aber ist keine Spur davon zu finden; Ein Esel mit Hörnern ist schon ein Hirngespinnst und eine Idee, die gar nichts sagt, und daß derselbe Esel vorher ein Satan und nachher ein **guter Junge** genannt wird — doch was bedarf es da einer weitläuftigen Zergliederung?

Es war eine Zeit hindurch in Teutschland bey den Schriftstellern zur Mode geworden, um große Belesenheit zu zeigen, ihre vorgetragnen Meinungen durch **fremde Autoritäten** zu unterstützen und ihre Werke mit einer Menge **Citaten** und mit Stellen aus berühmten alten und neuen Werken zu spicken. Hiervon ist man zum Glück ziemlich zurückgekommen; auch pflegen unsre jungen Gelehrten nicht mehr so bewandert in einer Literatur zu seyn, die des Citirens werth wäre. Manche aber nehmen sich auch wohl die Freyheit, einen

Bro-

Brocken, den sie auf einer fremden Tafel erwischt haben und von dem sie hoffen, daß ihn niemand unter ihrer Zubereitung wiederkennen wird, dem Publico aufzutischen, als sey er aus ihrer eignen Vorrathskammer. Man nennt das ein Plagiat, zu teutsch, einen gelehrten Diebstahl; allein unwissend und unvorsetzlich kann es auch dem besten Schriftsteller begegnen, in seinen Gedanken und in der Einkleidung derselben mit einem Andern zusammenzutreffen, auch wohl etwas, das sein Gedächtniß sich aus fremden Werken zu eigen gemacht hat, wieder anzubringen — Wer kann alles lesen? und wer kann sich immer erinnern, ob er das, was er in diesem Augenblicke denkt, nicht auch irgendwo einmal gelesen habe? Doch darf das freylich nicht zu oft kommen.

Die gebräuchlichste, obgleich gröbste Art von gelehrten Diebstählen in unsern Tagen aber treiben einige Schriftsteller, welche die Kunst erfunden haben, **aus neun und neunzig Büchern das hundertste zu verfertigen.** Sie wählen sich nämlich einen Gegenstand und sammeln alles, was sie darüber in fremden

Wer=

Werken zerstreuet finden, bringen es in einen gewissen Zusammenhang, setzen einen Titel davor und lassen es dann dreist weg drucken. Ich mag hier keinen von den Männern nennen, die sich auf diese Weise an fremdem Eigenthume vergriffen, kenne aber deren, die mehrere Bände auf diese Weise zusammengeflickt haben, in welchen nicht eine einzige Zeile von eigner Schöpfung steht. Ich dächte, da es in dieser Welt so manches Mittel giebt, auf ehrliche Art sein Brod zu verdienen; so sollte man solche lose Künste nicht treiben. Wem es an eignen Talenten fehlt, das Publicum schriftlich zu unterhalten, der sollte schweigen; wenigstens kann er doch mit Recht nicht verlangen, daß man ihm Geld für das bezahle, was man vorher schon einmal gekauft hat.

Hier muß ich noch ein Paar Worte über die unberufnen Nachahmer sagen. In den jetzigen Zeiten — aber es ist ja von je her also gewesen — tritt kaum ein Mann von Kraft und von Genie auf und eröfnet sich eine bis jetzt unbetretne Bahn; so hinkt auch schon ein ganzer Haufen Lahmer und Schwacher auf die-

sem

sem neuen Wege hinter ihm her. Die Menge misrathner Nachahmungen hat gegen manche sonst verdiente Manier einen unverdienten Widerwillen erweckt. Von einer andern Seite aber hält diese Nachahmungssucht auch oft junge Leute von den besten Anlagen ab, in einer bekannten Gattung von Schriftstellerey groß zu werden; Denn da sie glauben, sie könnten nicht gefallen, wenn sie nicht mit neumodischen Sprüngen aufträten; fällt fast aller Wetteifer auf der gelehrten Laufbahn des ächten Geschmacks weg, wo doch noch so viel zu erringen wäre. Es wird sich Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu reden, wenn ich in den folgenden Blättern Bemerkungen über einzelne Zweige unsrer neuesten Literatur liefern werde.

So tadelnswerth das häufige Citiren fremder Autoritäten, das Plündern fremden Eigenthums und das sclavische Nachahmen sind; eben so wenig kann man den Egoismus mancher Schriftsteller billigen, die sich selber citiren, die Personen ihrer Schöpfung wie würklich existirend anführen, überhaupt immer auf ihre eignen Werke hin verweisen, als wenn diese jedermann

zu seinem Heile nothwendig müsste gelesen haben und die, so oft sich's thun lässt, das liebe Ich, oder gar, wie die Großen der Erde, das Wir im Munde führen. Allein dies gehört in ein Capitel über Bescheidenheit der Schriftsteller, worüber schon in einem der ersten Abschnitte dieses Buchs etwas ist gesagt worden.

Ausländer, besonders einige Franzosen, haben uns oft den Vorwurf gemacht, die teutschen Schriftsteller verstünden die Kunst nicht, zu rechter Zeit abzubrechen; sie wollten jeden Gegenstand erschöpfen, liessen dem Nachdenken nichts übrig und würden dadurch trocken und langweilig.

Es ist wahr, daß vor etwa vierzig bis funfzig Jahren dieser Vorwurf sehr gegründet seyn konnte; Damals schrieben mehrentheils nur die eigentlichen Gelehrten vom Handwerke Bücher; und diese Männer, welche gewöhnlich Professoren oder Schullehrer, folglich an die Manier einer genauen Zergliederung gewöhnt waren, dabey auch mehr unter Büchern, wie unter Menschen lebten, trafen freylich selten

den rechten Ton, um auf angenehme Weise ein Publicum zu belehren, bey welchem man einen gewissen Grad von Scharfsinn und Cultur voraussetzen muß. Sehr mit Unrecht aber würde man unsern jetzigen Schriftstellern von einiger Bedeutung diese Weitschweifigkeit zur Last legen; Dennoch beten unsre jungen Herrn noch immer jenen Vorwurf nach und zucken die kleinen Achseln ob der übertriebnen systematischen Ordnung und teutschen Vollständigkeiten einiger Männer, deren Werke mehr Glück machen, wie ihre feuilles volantes. Da es in den Köpfen der mehrsten dieser besagten jungen Critiker und schönen Geister ziemlich verwirrt auszusehn, und darinn allerley leichte Waare unordentlich aufgesammelt durch einander zu liegen pflegt; so kann in der That jene Methode ihnen nicht anders, wie sehr mühsam vorkommen. Viel leichter ist es, ein Paar gute Gedanken über einen Gegenstand, die doch wohl Jedem irgend einmal durch den Hirnkasten laufen, zu Papier zu bringen, ohne sich darum zu bekümmern, zu welchen Grund-Principien diese Gedanken zurückführen und auf welche Folgerungen sie leiten; über diese disjecta membra dann eine

dunkle

dunkle französische Sauce, mit Witz und Impertinenz gewürzt, hinzugiessen und diese Speise, sauber angerichtet, dem verdorbnen Magen darzubiethen; Es ist sehr viel leichter, sich das Verdienst zu erwerben, auf diese Weise den ohnehin schon so frivolen Geschmack des Publicums immer mehr von ernsthafter Prüfung ernsthafter Gegenstände zu entwöhnen, viel leichter, wie mit ächtem teutschen Fleisse tief in den zu behandelnden Gegenstand einzudringen, ihn von allen Seiten und von Innen und Aussen zu beschauen und die Resultate langjähriger Prüfung und Sammlung in ein System zu bringen; Aber denkende Leser werden doch wohl nicht wünschen, daß alle wissenschaftlichen Bücher in dieser Manier geschrieben würden. Mit Werken des Geschmacks ist es eine ganz andre Sache; da schwächt würklich oft eine zu ängstliche Ausarbeitung der Details die Würkung des Ganzen; allein davon ist hier die Rede nicht und in scientifischen Werken möge man, wenn wir ja Tadel verdienen sollen, uns lieber Pedanterey, wie Oberflächlichkeit vorwerfen! doch beweisen ja manche unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, daß es einen Mittelweg giebt,

auf

auf welchem sich Gründlichkeit und guter Geschmack die Hände biethen.

Sehr selten schreiben Dichter eine gute Prose; Der Schwung, den ihre Gedanken zu nehmen gewöhnt sind und der ihnen nicht die Zeit lässt, sich bey den kleinen Verbindungs-Ideen zu verweilen; die poetischen Freyheiten in Ausdrücken und Wortfügungen, die man ihnen in Gedichten erlauben muß und — wenn ich mich so ausdrücken darf — das Privilegium, sich mehr um das zu bekümmern, was ein Gegenstand Schönes, als was er Wahres, mehr um das, was er für das Gefühl, als was er für den Verstand hat — das alles verträgt sich nicht wohl mit der so nöthigen Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit des prosaischen Styls — der leichtfüßige Pegasus lässt sich ungern einspannen.

Es lassen sich unzählige Regeln geben, welche die Würkung zum Gegenstande haben, den eine gute Schreibart auf den Verstand und auf das Herz der Leser machen soll; Hier aber ist kein Raum für sie; auch erlernt man sie ge-

gewiß am besten durch Lectur und Uebung; allein Eine Haupt-Vorschrift muß ich doch wenigstens leise berühren, und diese ist, daß, **man möge nun überzeugen, oder rühren wollen, man die bessern Gründe und wärmern Zuredungen den schwächern und kältern nachfolgen lassen müsse.** Ueberhaupt ist es der Natur der Sache gemäß, bey Abhandlung eines Gegenstandes, nicht die ganze Kraft seiner Beredsamkeit zu Anfange zu erschöpfen, wodurch sonst alles, was man nachher Gutes sagen könnte, verdunkelt wird und matt scheint; auch, bey Anordnung der Materien selbst, die wichtigern immer auf die minder wichtigen folgen zu lassen, damit die Aufmerksamkeit der Leser nicht verfliege.

Die griechische und römische Literatur liefert uns Muster von aller Art Styls, und die letztere besonders zeigt uns an den schätzbaren Ueberbleibseln aus den verschiednen Zeitaltern, welchen Einfluß Regierungsform, Geistes-Stimmung und moralische Ebben und Fluthen auf die Schriftsteller eines Volks haben. Allein es ist ein noch älterer Schatz vorhanden, dessen

hohen

hohen Werth so Wenige recht kennen, ich meine die Sammlung der ebräischen Gesänge und Geschichtsbücher, welche einen Theil der heiligen Schriften des alten Testaments ausmachen. An erhabner Einfalt, Würde, Kraft und poetischer Schönheit und Kühnheit des Ausdrucks übertreffen manche derselben, unter andern die Psalme, Jesaias und einzelne Stellen in den mosaischen Büchern, vielleicht alles, was je in der Art ist geschrieben worden. Dies Gefühl wird Jeder, der diese Bücher ohne bösen Willen auch nur in der Uebersetzung liest, empfinden; aber bey Dem, welcher in orientalischen Sprachen bewandert ist, muß der Eindruck freylich ungleich größer seyn. Da das Bibellesen immer seltner wird; so wünschte ich, etwas dazu beytragen zu können, daß Die, denen diese kostbaren Monumente auch nicht von Seiten der Religion ehrwürdig sind, einige Bücher des alten Testaments studieren mögten, um ihren Sinn für das wahrhaftig Große und Schöne zu schärfen. Zugleich würden sie, aus manchen Schilderungen des geselligen und häuslichen Lebens in jenen uralten Zeiten, mit Verwunderung sehn, daß die Menschen in ihrem Thun und Lassen und in ihren

Leidenschaften von je her gewesen, was sie jetzt sind, wenn gleich die veränderten Sitten die äussern Formen der Handlungen ändern. Endlich würde dies sehr belohnende Studium auch vielleicht unwillkührlich zum Vortheile der wahren Gottes-Verehrung würken.

Man nehme nur zum Beyspiel die Geschichte **Josephs und seiner Brüder** vor! Wenn diese gänzlich erdichtet wäre; welch' eine herzergreifende Erzählung bliebe sie nicht noch immer! Anlage, Ausführung, die kleinern eingestreueten Schilderungen und Episoden und endlich die Entwicklung — alles ist gleich schön. Es sey mir erlaubt, noch einige Worte darüber zu sagen!

Joseph wird zuerst wie der Liebling seines Vaters angekündigt, der ihn, theils, wie es wohl zu geschehn pflegt, deswegen, weil er ihn im Alter erzeugt hat, theils deswegen den übrigen Kindern vorzieht, weil er sittsamer ist, die Ausschweifungen seiner Brüder misbilligt und sie dem Vater verräth. Jacob zeichnet ihn daher durch eine zierlichere Kleidung aus; und nun er-

erwacht der Neid der übrigen Söhne. Hierzu kömmt, daß Joseph Diesen in der Unschuld seines Herzens ein Paar Träume erzählt, die ihm seine künftige Hoheit anzukündigen scheinen. Die Brüder fühlen sich dadurch beleidigt; selbst der alte Vater misbilligt diese Anwandlung von Hochmuth, vergisst doch aber jene bedeutungsvollen Träume nicht; und dieser einzige kleine Zug macht zugleich die Leser auf das aufmerksam, was sie zu erwarten haben.

Nachdem Josephs Brüder ihn lange genug mishandelt und verspottet haben, wird endlich, als sie ihn einst, von seinem Vater zu ihnen ins Feld geschickt, ankommen sehen, der Plan bey ihnen reif, ihn zu erwürgen. Diese Bosheit ist jedoch dadurch motivirt, daß sie den Traum, welcher ihm die Herrschaft über sie versprochen hat, nicht verschmerzen können und daß sie dessen Erfüllung vereiteln wollen.

Unter den Söhnen Jacobs zeichnen sich, zu Vermeidung der Einförmigkeit in der Darstellung, ein Paar Charactere aus. Ruben, obgleich übrigens auch kein ganz edler und ent-

schloßner Mann, zittert dennoch vor dem Gedanken des Brudermords und des grenzenlosen Kummers, den er seinem Vater dadurch bereiten würde; Er veranstaltet daher, daß Joseph vorerst in eine Grube geworfen wird, aus welcher er ihn nachher heimlich zu erlösen denkt; die übrigen Bösewichte setzen sich indessen, nach dieser vollbrachten That, ruhig an ihre Mahlzeit. Juda macht sich aus der Sache selbst eben kein Gewissen; Um jedoch denselben Zweck zu erlangen, ohne Blutschuld auf sich zu laden, sucht er ein Mittel ausfindig zu machen, den Jüngling auf immer zu entfernen. Er schlägt vor und es wird beschlossen, ihn an durchreisende Sclavenhändler zu verkaufen; Man zieht Joseph aus seiner Grube, und der Handel wird geschlossen; Als nun Ruben, der von diesem allen nichts weiß, seinen Bruder erlösen will, findet er ihn nicht mehr und geräth in große Betrübniß, weniger aus wahrem Abscheu gegen die That, wie aus Furcht vor Verantwortung. Die Verbrecher färben Josephs Kleid mit Blut, als habe ihn ein wildes Thier zerrissen und zeigen dies dem Vater vor; Ruben schweigt und der alte Jacob

ist, bey allen Zuredungen seiner Familie, untröstlich.

Um uns nun den Heuchler Juda in seiner ganzen Gestalt und das Verderbniß der Sitten, das in seinem Hause herrschte, zu zeigen, wird, als Episode, seine Blutschande mit seiner Schwiegertochter und sein leichtsinniges Betragen dabey, erzählt.

Joseph ist indeß einem vornehmen Hofbedienten des Königs in Egypten verkauft worden, dessen Hochachtung und Zutrauen er in so hohem Grade erwirbt, daß derselbe ihm sein ganzes Hauswesen anvertrauet; auch gedeyet alles unter den Händen des Jünglings.

Nun erweckt seine Schönheit die strafbaren Begierden der wollüstigen Gattinn des Hofmeisters und Cämmerers Potiphars, in dessen Diensten er ist; allein er weist ihre unehrbaren Anträgen auf die edelste Art zurück: „Wie „kannst Du mir zumuthen" spricht er „daß „ich also das uneingeschränkte Vertrauen meines „Herrn misbrauchen und zugleich gegen meinen

„Gott sündigen sollte?" Sie erneuert ihre Zudringlichkeit, und als er endlich bey einer solchen Gelegenheit mit Mühe sich aus ihren Armen loswindet, ladet er ihre ganze Rache auf sich. Sie braucht nun den, solchen Weibern eignen Kunstgriff, ihn anzuklagen, als habe er sie verführen wollen, wovon dann die Folge ist, daß der erzürnte Gemahl den tugendhaften Joseph in einen Kerker werfen läßt, in welchem die Staats-Gefangenen des Königs verwahrt werden.

Eingesperrt mit Verbrechern und Bösewichten, würkt aber auch hier der Glanz seiner Tugenden und bereitet ihm ein besseres Schicksal; Der Beamte, dessen Sorgfalt die Gefängnisse anvertrauet sind, gewinnt ihn lieb und überträgt ihm die Aufsicht über seine Mitgefangnen, die er selbst zu führen zu nachlässig ist.

Indeß sind zwey Hofbediente des Königs, der Oberschenk und der Aufseher über die Bäckereyen, gleichfalls in Verhaft gekommen. Beyde werden in Einer Nacht von Träumen beunruhigt, die sie Joseph erzählen, weil sie einen

Mann

Mann zu finden wünschen, der ihnen diese Träume auslegen könnte. „Gott allein“ spricht Joseph „kann aus der Deutung eines „Traums die Zukunft enthüllen; allein ich „will Euch meine Meinung darüber sagen. „Eure beyden Träume scheinen Erhöhung zu „prophezeyn; Dir (zu dem Oberschenken) zu „Deiner vorigen Würde, und Dir (zu dem „Andern) Erhöhung an den Galgen. Aber „wenn nun meine glückliche Vorhersagung ein„trifft; (zu dem Oberschenken) so gedenke auch „Meiner und befreye mich aus diesem Kerker! „Ich bin ein Fremdling, ohne Schutz; aber, „Gott weiß es, ich bin unschuldig.“

Josephs Traum-Deutung trifft ein; der Bösewicht wird gehenkt und der Andre, an einem feyerlichen Tage bey Hofe, wo der König guter Laune ist, in sein Amt wieder eingesetzt. Allein, wie es in der Welt geht, der Glückliche vergisst des Freundes, der ihn einst getröstet und ihm diese vortheilhafte Wendung seines Schicksals vorhergesagt hatte, und Joseph bleibt im Gefängnisse.

Erst nach zwey Jahren, da sich's begiebt, daß auch Pharao einen Traum hat, der ihm merkwürdig scheint und den alle Academisten und Professorn in Egypten nicht auszulegen vermögen, denkt endlich jener Höfling an seine Verbindlichkeit gegen den ebräischen Jüngling; jetzt, da er selbst dadurch gewinnen kann, daß er ihn auf die Scene bringt. Er macht also den Monarchen auf den gefangnen Traumdeuter aufmerksam, der dann auch aus dem Kerker hervorgeholt, sauber gekleidet und vor den König geführt wird.

Pharao erzählt nun seinen zweyfachen Traum von den sieben fetten und magern Kühen und den sieben vollen und dürren Korn-Aeren. Joseph bezeugt auch hier, daß Träume Winke Gottes wären, in deren Deutung die Menschen irren könnten, indeß wagt er es, ihm seine Vermuthung darüber zu sagen und prophezeyet ihm sieben reiche Erndten, auf welche aber sieben Jahre lang Miswachs folgen würde. Zuletzt fügt er den Rath hinzu, durch Anlegung großer Magazine und Aufhäufung eines Vorraths von Früchten aller Art, dem Mangel in den unfrucht-

baren Jahren zuvorzukommen und an die Spitze dieser Unternehmung im ganzen Königreiche Einen Mann zu setzen. Pharao gefällt die Erklärung des Traums so wohl wie der weise Rath und, voll Zutrauen zu Josephs Einsichten, beschliesst er, daß dieser Fremdling selbst, mit uneingeschränkter Vollmacht und dem höchsten Ansehn nächst der Person des Monarchen, das Werk dirigiren solle. Er wird daher mit Zeichen der äussern Würde bekleidet, zum Statthalter ausgerufen, erhält Sitz im geheimen Rath und ein vornehmes egyptisches Frauenzimmer zur Gemahlinn.

Nun steht auf einmal Joseph, in seinem dreyssigsten Lebensjahre, auf dem Gipfel des Glücks. Er reist in Egypten umher, trifft die nöthigen Anstalten, sammelt sieben Jahre hindurch ungeheure Vorräthe; und als nun würklich die Zeit der Theurung eintritt, verkauft er, auf Pharao's Rechnung, nicht nur allen Unterthanen, sondern auch den Ausländern, die aufgehäuften Früchte.

Indeß ist im Lande Canaan der Miswachs nicht weniger groß gewesen und weil nun Jacob

hört,

hört, daß in Egypten Ueberfluß an Brodkorn sey, befielt er seinen ältesten zehn Söhnen, dahin zu reisen und das Nöthige zu kaufen; Den jüngsten aber, Benjamin, behält er bey sich, aus Furcht, es möchte diesem Lieblinge auch ein Unfall zustoßen, wie einst seinem so oft beweinten Joseph.

Die zehn Ebräer erscheinen demüthig vor dem Statthalter Egyptens, der sie augenblicklich erkennt, so wenig sie auch ahnen, wie nahe er ihnen angeht. Joseph gedenkt nun seines Traums, der Bosheit, die man an ihm verübt hat; Er will sich nicht rächen, kann doch aber die kleine Genugthuung sich nicht versagen, seinen Brüdern, zur gelinden Strafe, wenigstens einige Angst zu verursachen. Er stellt sich daher, als hielte er sie für Kundschafter, für gefährliche Leute. Vergebens suchen sie ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen und erzählen ihm ihre Familien-Verhältnisse; Er will nichts von dem Allen glauben und dringt darauf, daß Einer von ihnen gefangen zurückbleibe, indeß er den Andern erlaubt, mit den gekauften Früchten, deren sie so sehr bedürfen, nach Hause zu

reisen, ihnen aber befiehlt, zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussagen, auch den jüngsten Bruder nach Egypten zu führen.

Jetzt erwacht in ihnen die Stimme des Gewissens: „das haben wir" sprechen sie unter einander, „an unserm Bruder verschuldet, als „wir sahen die Angst seiner Seele, da er zu uns „flehete, und wir wollten ihn nicht erhören. „Darum kömmt nun dies Trübsal über uns." Ruben aber will seine Unschuld geltend machen, indem er seine Brüder daran erinnert, daß er für den Knaben gebeten und keinen Antheil an dem Verbrechen habe.

Diese Reden werden in Josephs Gegenwart geführt; Man weiß nicht, daß er die Sprache versteht. Der edle Mann wird gerührt durch die Rückerinnerung jener Zeiten; Er wendet sein Gesicht weg und vergiesst Thränen. Indessen bleibt es bey dem Befehle; Simeon wird gefesselt und muß zurückbleiben.

Um die Ebräer in noch größere Verlegenheit zu setzen, lässt Joseph ihnen heimlich das

für

für die Früchte bezahlte Geld wieder mit in ihre Säcke legen, und der Schrecken ist unbeschreiblich, der sie ergreift, als sie nach Hause kommen und diese Entdeckung machen.

Aber größer noch ist der Jammer des alten Vaters, bey der Nachricht, daß er unter keiner andern Bedingung seinen Sohn Simeon wieder auslösen kann, als wenn er Benjamin nach Egypten schickt. Er vermag nicht, sich dazu zu entschliessen, obgleich Ruben sich für das Leben des Jünglings verbürgen will. Unterdessen sind die erkauften Früchte bald aufgezehrt; und da die ältern Söhne Jacobs sich ohne Benjamin nicht in Egypten dürfen sehn lassen und auch Juda dem Vater heilig verspricht, eher sein eignes Leben zu verliehren, ehe Benjamin Leides geschehn soll, willigt der Greis endlich ein, befiehlt ihnen auch, Geschenke für Joseph und doppelt so viel Geld mitzunehmen, als, vermuthlich aus Irrthum, in die Säcke sey gelegt worden; worauf er dann mit betrübtem Herzen sie abreisen sieht.

Nun erscheinen sie abermals vor Joseph, dessen Haushofmeister, den sie vorher zu gewinnen

nen suchen, von dem wiedergefundnen Gelde nichts wissen will. „Seyd getrost!“ spricht er „Euer Gott hat Euch unerwartet einen „Schatz finden lassen; den Preis für das Ge„traide habe ich richtig erhalten.“ Hierauf wird ihnen Simeon wieder zugeführt und sie sollen mit Joseph speisen. Voll Angst nähern sie sich diesem großen Manne und fallen ehrerbiethig vor ihm nieder. Da aber Joseph den geliebten Bruder sieht, der mit ihm Einer Mutter Brust gesogen hat, wird sein Herz ihm von sanfter Wehmuth gepresst; Er muß dem zärtlichen Drange Luft machen, eilt in seine Cammer und vergiesst süße Thränen. Als er sich erholt hat, tritt er wieder heraus und lässt das Mahl zubereiten, bey welchem Benjamin köstlicher, wie die Andern bewirthet und, zur größten Verwunderung der Israeliten, jedem von ihnen nach seinem Alter der Platz angewiesen wird.

Nach diesem Schmause und da nun Jacobs Söhne früh Morgens wieder abreisen wollen, gebiethet Joseph seinem Haushofmeister, nicht nur abermals jedem von ihnen das, für das Getraide bezahlte Geld, sondern auch noch dem

jüng-

jüngsten, Benjamin, einen silbernen Becher in den Sack zu legen. So lässt er sie dann abreisen, ihnen kurz darauf nachjagen, und sie des Diebstahls wegen zur Rede setzen. Die Ebräer, ihrer Unschuld sich bewusst, unterwerfen sich einer genauen Durchsuchung, mit dem Bedinge, daß Der, bey welchem das Entwendete gefunden werden würde, des Statthalters Sclave seyn sollte, welches dann angenommen wird. Die Untersuchung geht vor sich; aber nichts gleicht ihrer Bestürzung, als grade Benjamin es ist, der sich für den Dieb erkennen lassen muß. Verzweiflungsvoll kehren sie nun nach der Residenz zurück und erscheinen auf's Neue vor Joseph, der ihnen die bittersten Vorwürfe macht und sich stellt, als könne nichts ihn bewegen, Benjamin von der bedungnen Sclaverey loszusprechen.

Jetzt tritt Juda auf und erschöpft seine ganze Beredsamkeit. Er schildert ihre häusliche Lage, erzählt, was zwischen ihnen und dem alten Vater vor ihrer Abreise vorgegangen sey und wie Dieser gesagt habe: sie würden, wenn sie Benjamin nicht wieder zurückbrächten, seine

grauen

grauen Haare mit Jammer und Herzeleid in die Grube bringen. Zuletzt bittet Juda flehentlich, doch ihn, statt des jüngsten Bruders, zum Sclaven anzunehmen.

Länger kann nun Joseph sich nicht halten; Er lässt alle Egypter hinausgehn; giebt sich seinen Brüdern zu erkennen — ein Strohm von Thränen erstickt seine Worte — verzeyht ihnen; spricht ihnen Muth ein und erkundigt sich zärtlich nach seinem alten Vater. „Ihr „seyd" sagt er „nur Werkzeuge in der Hand „Gottes gewesen, um mich zu diesem großen „Glücke zu befördern, obgleich Eure Absicht „damals strafbar war. Aber jetzt stehe ich auf „dem Gipfel irdischer Hoheit und kann Euch „und so Vielen helfen. Und nun ziehet hin „und holet meinen Vater, daß er hier wohne „und frohe Tage in seinem Alter erlebe! Ich „bin Herr über Egypten und will Euch eine „schöne Gegend, das Land Gosen, anweisen, „zu Eurer Niederlassung." Er umarmt darauf seine Brüder, vor allen Benjamin, der mit ihm von Einer Mutter ist. Der König, der dies erfährt, nimt nicht weniger Theil an dieser

glücklichen Begebenheit. Er beschenkt reichlich die Brüder seines Lieblings, (Benjamin wird abermals vorzüglich bedacht) und giebt ihnen Wagen und Lastthiere mit, um mit Haab' und Gütern her nach Egypten zu ziehn. „Oder „lasset auch alles daheim!“ spricht er „Hier „soll es Euch an nichts fehlen.“ So reisen sie denn ab, ermahnt von Joseph, unterwegs einig zu leben.

Anfangs kann Jacob die frohe Nachricht nicht für wahr halten; als er aber die Geschenke sieht, glaubt er ihren Worten, und nun überlässt sich sein Herz einer unermeßlichen Freude. „Ich muß hin“ ruft er „hin, zu meinem Jo„seph, daß ich ihn an meine Brust drücke, bevor „ich sterbe.“ Die Anstalten zur Reise sind bald getroffen und sie ziehen nach Egypten.

Als sie der Grenze nahe kommen, wird Juda vorausgeschickt; Joseph fährt sodann seinem Vater entgegen, fliegt an seine Brust und hängt lange sprachlos an seinem Halse. Die Familie wird Pharao vorgestellt; der ehrwürdige ebräische Greis segnet den König und

wird

wird von ihm mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Alle werden versorgt und ihnen die Wahl freygestellt, wo sie sich niederlassen wollen; Sie wählen das Land Gosen und leben nun in Ruhe und Wohlstande.

Dies ist der Auszug aus der rührenden Geschichte Josephs, die freylich, in der einfachen biblischen Sprache gelesen, unendlich gewinnt. Ein französischer galanter Schriftsteller, Monsieur Bitaubé, hat sie, wenn ich nicht irre, in zierlichen Reimlein, zu einer Art Epopäe travestirt. Es ist lange her, daß ich dies Product nicht gelesen habe, doch erinnere ich mich, daß mir damals der biblische Joseph doch lieber war, wie der Joseph, par Monsieur Bitaubé.

Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich auch noch eine Skizze von dem schönen Familien-Gemählde liefre, das uns in dem Buche Tobias aufgestellt ist; Unter zehn Lesern ist doch wohl kaum Einer, der die biblischen Geschichten je aus dem Gesichtspuncte ihrer ästhetischen Schönheit studiert hat.

Tobias, Einwohner einer galiläischen Stadt, aber mit seinen Landesleuten unter Salmanassars Regierung in assyrische Gefangenschaft gerathen, war ein tugendhafter, religioser und dabey schon in seinen jüngern Jahren sehr verständiger Mann. Alles, was er besaß, theilte er mit seinen gefangnen Brüdern und Verwandten und blieb dem Gottesdienste seiner Väter und den Gesetzen seines Volks treu, obgleich Viele seiner Landesleute ihm das Beyspiel vom Gegentheile gaben.

Mit seinem Weibe Hanna hatte er einen Sohn erzeugt, den er auch Tobias nannte und ihn fromm und sorgfältig erzog.

Der Ruf seiner Rechtschaffenheit erwarb ihm Salmanassars Zuneigung und er erhielt die Erlaubniß, frey aller Orten hinzugehn und seine Geschäfte zu treiben. Diese Freyheit nützte er dazu, daß er in die Städte umherreiste und seine gedrückten Mitbrüder tröstete. Unter andern liehe er, gegen eine Handschrift, einem sehr armen Israeliten, der Gabel hieß, eine Summe Geldes, die ihm der König geschenkt hatte.

Unter Salmanassars Nachfolger wurden die Juden noch härter behandelt; und nun setzte Tobias seine menschenfreundlichen Dienste fort, speiste die Hungrigen, kleidete, beschenkte, tröstete die Dürftigen und Traurigen und begrub die Erschlagnen und Gestorbnen. Darüber wurde der König Sanherib erzürnt, nahm ihm seine Güter und wollte ihn tödten lassen; aber Tobias entfloh und hielt sich bey Freunden versteckt, bis er, nach des Tyrannen Ermordung, wieder zum Vorschein kommen durfte, da ihm dann auch sein Vermögen zurückgegeben wurde.

Einst an einem Religions-Feyertage, ließ er durch seinen Sohn eine Gesellschaft gottesfürchtiger Freunde zu einem großen Gastmahle einladen. Indeß wurde ihm gemeldet, daß wiederum ein Erschlagner auf der Straße läge; da stand er dann von Tische auf, gieng hin, trug die Leiche heimlich in sein Haus und versteckte sie daselbst; aber nun aß er sein Brod mit Trauren. Sobald es darauf Nacht wurde, begrub er den Todten und also fuhr er fort in dergleichen menschenfreundlichen und religiosen Geschäften, obgleich seine Freunde ihn

warnten, daß er doch nicht abermals den Zorn des Königs auf sich laden mögte.

Endlich einmal, als er auch nach Hause gieng, nachdem er Todte begraben hatte, überfiel ihn eine Müdigkeit, so, daß er sich an eine Mauer hinlegte und einschlief. Indem er nun erwachte, fiel Unreinigkeit aus einem Schwalben-Neste in seine Augen (vielleicht hatte auch die Feuchtigkeit der Mauer viel dazu beygetragen) und er verlohr von der Stunde an den Gebrauch seines Gesichts.

So hart nun auch diese Prüfung für den armen Tobias war; so verließ ihn doch nicht seine Geduld und Zuversicht zu Gott; auch da nicht, als selbst seine Freunde Seiner spotteten und sein Weib, das ihn nun mit Hand-Arbeit ernähren musste, ihm den schlechten Erfolg seiner mühsamen guten Werke und den Verlust so viel reicher Almosen vorwarf. Aber er fühlte doch tief die Härte seines Schicksals, weinte bittre Thränen, und betete inbrünstig zu Gott, um Hülfe, oder um den Tod.

In eben dieser Stunde seiner Herzens-Ergiessung flehete auch, fern von da, in der medischen Stadt Rages, ein Frauenzimmer aus Tobias Verwandtschaft, Sara, Raguels Tochter, zu ihrem Schöpfer. Sie war siebenmal Braut gewesen; immer aber war der Bräutigam vor Vollziehung der Hochzeit gestorben. Es war bekanntlich bey den Juden ein Schimpf, ledig zu bleiben, und daß sie nun vollends auf solche Weise ausgezeichnet dazu bestimmt schien, das hatte ihres Vaters Magd verleitet, Ihrer zu spotten. Das arme gekränkte Mädchen schüttete also ihr Herz gegen den Allwissenden aus und bat, er mögte diese Schmach von ihr nehmen. „Du weisst es, Gott!“ sprach sie, „daß ich nicht aus Leichtsinn oder böser Be„gierde eines Mannes begehrt habe, sondern „um, nach dem Willen meiner Eltern, meine „Bestimmung zu erfüllen. Vielleicht aber hast „Du mich einem Andern aufbewahrt und die „Gestorbnen sind Meiner, oder ich bin Ihrer „nicht werth gewesen. Auf Deine Hülfe also „setze ich meine Zuversicht; denn ich weiß „fürwahr, daß wer Dir treu dient, nach der „Anfechtung getröstet, aus Trübsalen erlöst

„wird und nach der Züchtigung Gnade „findet.“

Sara's und Tobias Gebete wurden nun in Einer Stunde vor den Thron des Höchsten gebracht und der Engel Raphael abgesandt, Beyden Hülfe zu verleyhen.

Indeß hoffte Tobias, Gott werde ihn, seinem Wunsche gemäß, sterben lassen und rief daher seinen Sohn zu sich, um ihm seinen letzten Willen zu eröfnen. „Wenn ich tod bin“ sprach er „so ehre Deine Mutter und gedenke, „welche Schmerzen und Sorgen Du ihr ge„macht hast, welche Gefahr sie ausgestanden, „als sie Dich unter ihrem Herzen trug! Dein „Lebenlang habe Gott vor Augen und im Her„zen und hüte dich, daß Du in keine Sünde „willigest, noch handelst wieder seine Gebothe! *) „Von Deinen Gütern hilf den Armen und „fliehe nicht den Anblick der Noth! — Gott „wird

*) Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Hölty.

„wird Dir's vergelten. Hast Du viel; so „gieb reichlich; hast Du wenig; so gieb auch „das Wenige mit treuem Herzen! — Dadurch „wirst Du Dir einen unvergänglichen Schatz „sammeln. Sey keusch; sey einst Deinem „Weibe treu! Hüte Dich vor Hochmuth in „Reden und Handlungen, denn er führt zum „Verderben. Entziehe dem Arbeiter keinen „Augenblick seinen verdienten Lohn! Handle „immer so gegen Andre, wie Du wünschest, „daß sie gegen Dich handeln mögen! Fliehe „böse Gesellschaften; und wenn du Rath be„darfst; so suche ihn bey Denen, die weise „sind! Hilf Jedem, dem Du helfen kannst und „versäume nicht, zu Dem zu beten, ohne dessen „Leitung alles Bestreben nichtig ist!" *)

Hierauf verordnet Tobias noch, daß einst sein Weib an seiner Seite begraben werden soll, giebt dann seinem Sohne Nachricht von der Schuld-Forderung, die er an Gabel hat, welcher gleich-

*) Wie viel edler und einfacher sind diese herrlichen Lehren, wie die, welche Schakespear im Hamlet dem jungen Laertes von seinem Vater geben läßt!

gleichfalls in der oben genannten Stadt Rages wohnt und trägt ihm auf, dies Geld, gegen die erhaltene Handschrift einzuziehn. Zuletzt spricht er noch dem Jünglinge Muth ein: „Wir „sind zwar arm“ sagt er „aber wir werden „nie Mangel leiden, wenn wir Gott vor Augen „haben, Laster fliehn und Gutes thun.“

Der junge Mann verspricht, seines Vaters Lehren treu zu befolgen; nur ist er verlegen, wie er es anfangen soll, in einer ihm ganz fremden Gegend, den Mann zu finden, der ihr Schuldner ist. Um diese Schwierigkeit zu heben, räth ihm der Vater, jetzt, da er noch lebt, abzureisen und sich nach einem erfahrnen Führer umzusehn. Der Sohn geht darnach aus und findet sogleich einen feinen Jüngling, der sich zum Wegweiser anbiethet — und dieser Jüngling ist kein Andrer, wie der Engel Raphael selbst, in menschlicher Gestalt. — Da Dieser ihm zeigt, daß er in Rages und sogar in Gabels Hause vollkommen bekannt ist, meldet dies Tobias seinem Vater und der Fremde wird hereingeführt. „Gott gebe Dir Freude“ spricht der Engel. „Wie kann ich armer Mann Freude

„ha=

„haben“ antwortet der Alte „da ich das Tages „Licht nicht sehn kann?“ „Habe Geduld“ erwiedert Jener, „Gott wird dir bald helfen.“ Und hierauf wird von der vorhabenden Reise geredet; Man erkundigt sich nach der Heymath des Fremden, und der Engel giebt sich für einen Israeliten aus, nennt auch ein Geschlecht, das Tobias bekannt ist. Mit einem Zutraun, das die Einfalt der damaligen Sitten characterisirt, vertrauet nun der Vater dem Fremdlinge seinen einzigen Sohn an; giebt ihnen die Handschrift und das Nöthige zur Reise mit und wünscht ihnen Segen auf ihrer Wanderung.

Nachdem sie fort sind, fängt die betrübte Mutter an, heftig zu weinen und ihrem Manne Vorwürfe zu machen — ganz in der Manier des weiblichen Geschlechts! — Sie, die immer bis jetzt über ihre Armuth gewinselt hatte, spricht nun: „den Trost unsers Alters hast Du uns „genommen und weggeschickt. Ich wollte, daß „das verwünschte Geld nie gewesen wäre, weswegen er fort ist. Die Armuth hätte uns „nicht drücken sollen. Hätten wir nur unsern „Sohn bey uns; so wären wir reich genug.“

Der

Der geplagte Alte wendet alles an, sie zu trösten; und sie beruhigt sich endlich.

Indeß wandern der junge Tobias und sein Gefährte getrost ihren Weg fort — Ein treues Hündlein läuft vor ihnen her. Die erste Tagereise geht bis zum Flusse Tygris; Hier wird der junge Mensch, der noch nie dergleichen gesehn, durch den Anblick eines großen Fisches erschreckt; sein Führer aber giebt ihm Anweisung, wie er den Fisch fangen soll; Man ergreift ihn, da zappelt er und wird getödtet. Ein Theil wird gebraten; der Rest zur Reise eingesalzen; Herz, Galle und Leber aber soll der Jüngling aufbewahren, weil sie als Arzeney Dienste thun. „Und was für Uebel, lieber „Bruder!" fragt Tobias „vermag man denn „zu heilen, mit dieser Arzeney?" „Ein Stück „vom Herzen" antwortet Jener „auf Kohlen „geworfen, vertreibt böse Geister und die Galle „nimt den Stahr von den Augen weg, wenn „man sie auflegt."

Als sie nun endlich nach Rages kommen, will Tobias sich mit seinem Freunde wegen der

Her=

Herberge bereden, welche sie wählen mögten. „Wir müssen“ spricht der Engel „bey Deinem „Vetter Raguel einkehren. Gott hat Dich aus„ersehn, sein Schwiegersohn und sein Erbe zu „werden.“ Tobias bezeugt seine Furcht vor dieser Verbindung, denn er hat erzählen gehört, welch' ein Schicksal der böse Feind schon sieben Männern, die um Sara geworben, zubereitet hätte; allein sein Führer beruhigt ihn mit der Versicherung, daß der Teufel nur über lasterhafte Menschen Gewalt ausüben könne. Zugleich giebt er ihm Anweisung, mit welcher frommen Sittsamkeit und Mäßigung er sich seiner Braut nähern und wie er durch Hülfe des Räucherns mit der Fisch-Leber alle Zauberey vereiteln solle; Sie kehren also bey Raguel ein.

Hier muß ich die Erzählung durch eine Bemerkung unterbrechen; Der Gedanke, daß zweyen Menschen, die in zwey verschiednen Ländern zu gleicher Zeit zu Gott beten, durch denselben Engel geholfen wird, der sie nun zusammenbringt und ihre Schicksale vereinigt, und dies durch eine einzige Handlung, die auf ganz natürliche Weise herbeygeführt wird, daß

der

der Schuldner, welchen Tobias sucht, grade auch in der Stadt Rages wohnt; dieser Gedanke ist so schön und giebt dem Gange der Geschichte eine solche Einheit, daß man unsern heutigen Commödien-Schreibern, Romanen-Fabricanten und Märchen-Dichtern nichts bessers anrathen kann, als daß sie, weil sie doch nicht häufig die Natur selber zu studieren pflegen, wenigstens die Meisterwerke des Alterthums aufmerksamer lesen mögen, um zu lernen, wie nöthig und von welcher guten Würkung die Einheit der Handlung in jeder Erzählung ist.

Raguel empfängt die Fremden mit Gastfreundschaft. Ihm fällt die Aehnlichkeit des einen Jünglings mit seinem alten Vetter Tobias auf, dessen er sich mit Wärme und Liebe erinnert. Der Engel lässt ihn ausreden und überrascht ihn dann mit der Nachricht, daß er das einzige Kind dieses ihm so theuren Verwandten vor sich sähe. Nun drückt Raguel, mit Thränen in den Augen, den jungen Tobias an sein Herz und ruft aus: „Gesegnet seyst Du! Du bist eines „frommen Mannes Sohn.“ Weib und Tochter nehmen Theil an seiner freudigen Rührung.

Hier-

Hierauf wird Anstalt zur Bewirthung der Gäste gemacht; aber Tobias — abermals ein Pinselstrich zu dem Gemälde der Einfalt damaliger Sitten! — Tobias will nicht eher etwas geniessen, als bis er seine Bewerbung angebracht habe. Raguel, so erwünscht ihm auch diese Verbindung sonst seyn musste, zittert doch davor, daß seinen geliebten Vetter das Schicksal der gestorbnen sieben Bräutigame treffen mögte. Als er nun zögert, Antwort zu geben, redet ihm der Engel zu, verheisst ihm die Hülfe Gottes; und Sara's Vater fasst Vertrauen zu den Fügungen des Höchsten, legt die Hände der jungen Leute in einander und giebt ihnen seinen väterlichen Segen; die Ehestiftung wird aufgesetzt, die Mahlzeit gehalten und die Braut-Cammer zugerichtet, deren Schwelle Sara weinend betritt.

Tobias befolgt in allen Puncten die Vorschriften seines treuen Führers, ist enthaltsam, betet, räuchert und der Engel verbannt den bösen Zauber-Geist. Indeß kann Raguel sich nicht von der Furcht befreyn, es mögte seinem Schwiegersohne dennoch ergangen seyn, wie den

ersten

ersten sieben Männern. Er rechnet so wenig darauf, ihn lebendig wiederzusehn, daß er sogar schon, mit betrübtem Herzen, um Mitternacht ein Grab bereitet, um, nach jüdischer Sitte, den Todten vor Tages Anbruch zu beerdigen. Damit er jedoch aus dieser peinlichen Ungewißheit gerissen werde, trägt er seiner Frau auf, eine Magd heimlich in die Braut-Cammer schleichen zu lassen. Dies geschieht, und man findet das junge Paar gesund neben einander in den Armen des Schlafs liegen.

Nun erhebt sich allgemeiner Jubel im Hause; das Grab wird wieder gefüllt und neue Zubereitung zum Schmause gemacht, an welchem alle Freunde und Nachbarn Theil nehmen sollen. In der Freude seines Herzens schenkt auch Raguel die Hälfte seiner Güter dem Schwiegersohne und verschreibt ihm die andre Hälfte, auf den Fall seines Todes. Dagegen aber bittet er ihn dringend, er möge nun auch noch ein Paar Wochen bey ihm bleiben. Tobias will gern die Erfüllung dieser Bitte mit der Pflicht gegen seinen alten Vater vereinigen und ersucht daher seinen Gefährten,

den er immer für einen Menschen hält, statt Seiner zu Gabel zu reisen, *) gegen die Handschrift das Geld einzufordern und den vieljährigen Freund seines Hauses zugleich zur Hochzeit einzuladen. „Du weisst“ spricht er „daß mein Vater Tag und Stunde bis zu „meiner Rückkunft zählt; Bliebe ich zu lange „aus; so würde sein Herz betrübt, und doch „kann ich Raguels Bitte nicht wohl abschlagen. „Nun aber gewinne ich Zeit, wenn Du statt „Meiner weiter reisest.“ Der Engel verspricht es, zieht nebst einem anständigen Gefolge ab und kehrt bald mit dem Gelde und begleitet von Gabel zurück.

Sie sitzen grade am Tische, als Dieser ankömmt; Tobias steht auf; Sie umarmen sich und Gabel ergiesst sich in unzählichen Hochzeit-Complimenten, Glückwünschen und Segnungen; der Schmaus wird fortgesetzt, jedoch mit Mäßigkeit und Gottesfurcht.

Da

*) Dieser wohnte also doch nicht mehr in Rages, wenigstens nicht in der Stadt selber; vielleicht in der Gegend.

Da doch aber das Hochzeitsfest den jungen Mann länger aufhält, wie es der erste Reiseplan mit sich brachte, wird der alte blinde Vater bekümmert, weint und sucht vergebens sich allerley Fälle zu denken, um die Ursachen dieser Zögerung zu erklären. Noch mehr aber jammert Hanna und hört nicht auf, nach der Weise der mehrsten Frauenzimmer, sich und ihrem Manne unnütze Vorwürfe über das Geschehene zu machen, das doch nun nicht mehr zu ändern ist, nämlich darüber, daß sie das einzige Kind haben ziehn lassen. Dies Gewinsle wird endlich dem Alten lästig; Er fasst seinen Muth wieder zusammen, gebiethet ihr, zu schweigen und stellt sich wenigstens, als sey er vollkommen beruhigt über das Schicksal des Jünglings. Die gute schwache Frau aber lässt sich damit nicht befriedigen, sondern fährt fort zu klagen und geht täglich hinaus, um auf die Straße hin zu sehn, ob der geliebte Sohn noch nicht erscheint, wodurch er nun freylich um nichts früher ankömmt.

Indeß sucht Raguel alles anzuwenden, um seinen Schwiegersohn noch eine Zeitlang bey

sich zu behalten und thut den Vorschlag, er wolle einen Bothen nach Hause schicken; doch giebt er endlich den Einwendungen des jungen Mannes nach, der ihm vorstellt, daß die heiligen Pflichten gegen seine Eltern ihn in die Heymath zurückrufen. Er empfiehlt ihm nun Sara, segnet sie Beyde, stattet sie zur Reise aus und giebt ihnen einen Reichthum an Knechten, Mägden, Vieh, Köstbarkeiten und Gelde mit. „Und die Eltern nahmen die Tochter, „küßten sie, und liessen sie von sich und vermahnten sie, daß sie ja sollte ihres Mannes „Eltern ehren, wie ihre eignen, ihren Mann „lieben, das Gesinde fleissig regieren und sich „selbst züchtiglich halten." — Kann man besser und einfacher in wenig Worten die ganze Haupt-Summe der Pflichten einer Hausfrau vortragen?

Nun ziehen sie fort; nachdem sie aber den halben Weg zurückgelegt haben, thut der Engel den Vorschlag, Tobias möge, um desto schneller ankommen zu können, mit ihm vorausgehn, die junge Frau aber mit dem Gefolge und Gepäcke gemächlich nachreisen lassen. Dies wird angenommen; Tobias aber muß des geschlach-

teten Fisches Galle zu sich stecken und sie machen sich auf den Weg.

Eines Tages nun, als Hanna, ihrer Gewohnheit nach, auf einen Hügel gestiegen ist, um die Gegend zu überschauen, späht ihr mütterliches Auge in weiter Entfernung schon den Liebling ihres Herzens aus, eilt hinein zu dem Alten und verkündigt ihm die frohe Nachricht. Die Wandernden kommen indeß näher und das treue Hündlein, das die Gegend wieder erkennt, läuft voraus, wedelt mit dem Schwanze, springt und stellt sich fröhlich. Namenlose Wonne ergreift die Eltern; der Greis vergisst Alter und Blindheit, rafft sich auf, will seinem Sohne entgegeneilen, stößt sich aber und lässt sich dann durch einen Knecht führen. Nach den ersten Umarmungen schreitet hierauf der junge Tobias sogleich zu der Cur seines Vaters; Er bestreicht eine halbe Stunde lang die Augen desselben mit der Galle, zieht dann die Stahr-Haut davon, und — Tobias sieht das Tages-Licht wieder. Inbrünstiges Dank-Gebet zu Gott ströhmt nun aus den Herzen der frommen Familie.

Nach

Nach sieben Tagen kömmt dann auch Sara mit dem Gefolge und den Schätzen an; Nun sieht man neue Scenen der Freude; Nachbarn und Verwandte eilen herbey; das Frohlocken und die Festlichkeiten dauern eine ganze Woche hindurch.

In den ruhigern Stunden aber hat der junge Tobias seinem Vater mit lebhaften Farben die Wohlthaten und die Sorgfalt geschildert, welche sein Reise-Gefährte ihm bewiesen, und Dieser denkt deswegen ernstlich daran, ihn auf eine ausgezeichnete Weise zu belohnen. Der edle Greis hält es nicht für zu viel gethan, wenn er dem Fremden dafür, nach dem Vorschlage seines Sohns, die Hälfte seines ganzen Vermögens anbiethet; Sie rufen ihn also herbey und thun ihm diesen Antrag; aber jetzt giebt sich ihnen Raphael als den Engel Gottes zu erkennen, der keines Goldes und keiner irdischen Schätze bedarf. Er ermahnt sie, im Gebete und guten Werken fortzufahren; Voll Ehrfurcht und Anbethung fallen sie zur Erde nieder — In dem Augenblicke verschwindet der Engel.

Jetzt erhebt sich Tobias Seele zu einem erhabnen Lobgesange. Einige Nachrichten von dem fernern Wohlstande der frommen Familie und den glücklichen Schicksalen ihrer Nachkommenschaft endigen die Geschichte.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes über Styl und Schreibart, sey es mir erlaubt, nur noch Eine kleine Bemerkung hinzuzufügen! Aus den Arbeiten mancher neuerer Schriftsteller sieht man eine Art von Besorgniß hervorschimmern, es möchte nicht genug bemerkt werden, wenn sie einen Zug, der Menschenkenntniß verräth, einen nicht gemeinen Gedanken, oder einen moralischen Kernspruch anbringen. Desfalls halten sie sich bey einer solchen Stelle sehr lange auf, bereiten vor, wiederholen, malen aus und schwächen auf diese Weise Kraft und Würkung des Gesagten. Nicht eine Spur von dieser Ungehörigkeit findet man in den alten Meisterwerken. Forderungslos, in der edelsten Simplicität und gedrungensten Kürze, ist alles hingeschrieben; Selbst die überraschendsten Bilder, aus den geheimsten Urkunden der menschlichen Natur abcopirt, sind da ohne Fingerzeige und

Ankündigung aufgestellt, dem Leser von Gefühl überlassen, sie zu bemerken, wenn er erstaunt davorsteht — Und das ist denn der wahre Character einer erhabnen, würdigen Schreibart!

VII.

Bruchstücke über Poesie, besonders über teutsches Dichterwerk.

Poesie ist Ausdruck der lebhaftesten, wärmsten Empfindung, der erhöheten Leidenschaft, oder der exaltirten Phantasie. Wenn die Seele von einem Gegenstande so erfüllt ist, daß Sinnlichkeit und Vernunft gleichsam vermengt werden und in einander schmelzen, daß man zu denken und zu beurtheilen glaubt, was man eigentlich nur fühlt und, umgekehrt, unsre Gedanken zu lebhaften sinnlichen Gefühlen werden; so entsteht diejenige Stimmung, welche man gewöhnlich, ziemlich unpassend, Begeisterung nennt, (denn die Sinnlichkeit spielt doch die Hauptrolle dabey.)

In einem solchen Zustande von Spannung nun, pflegt der Mensch eine Sprache zu reden, die von der gemeinen, kalten, leidenschaftlosen

Sprache sehr verschieden ist. Da wird der Verschlossene gesprächig, der Schwätzer gedrungen, und der Mann von gemeinen Talenten zum Redner. Da bekömmt die alltäglichste Sache einen Anstrich von Feyerlichkeit; Da wird der Vortrag bald malerisch, bilderreich und verweilt schwelgend bey reizenden Gegenständen, bald eilt er hinweg über Nebenparthien, zu dem Hauptziele hin, wovon seine Phantasie trunken ist; ergiesst bald das gepresste Herz in zehnfache Wiederholung des Ausdrucks derselben Empfindungen, bald deutet er nur an, mit kurzen, abgebrochnen Worten und setzt voraus, man könne ihm folgen, in dem Fluge seiner Einbildungskraft. Da scheint ihm das Große einen Augenblick klein und unwürdig, indeß er an dem Kleinen eine bedeutungsvolle Seite bemerkt. In der täuschenden Nachahmung dieser Sprache besteht die Dichtkunst.

Dies ist, so viel ich es einsehe, der richtige Gesichtspunct, aus welchem man die Poesie beurtheilen muß, und darnach lassen sich die subjectiven und objectiven Regeln für die Dichtkunst bestimmen; darnach lässt sich ausmachen, welche

Gegenstände sie behandeln darf, wer die Sprache des Dichters reden soll und welches diese Sprache ist.

Sehr mit Unrecht, dünkt mich daher, hat man die Poesie eine Sprache der Götter genannt. Wenn man sich überhaupt redende Götter vorstellen sollte; so würde man glauben müssen, daß ihre Sprache der reinste, klarste, bestimmteste Ausdruck der nüchternsten kalten Vernunft und unverzierten Weisheit seyn würde; ohne Schmuck, deren die hohe Weisheit nicht bedarf; ja! sogar ohne eigentliche Wärme, weil diese eine leidenschaftliche Empfindung, ein sinnliches Gefühl voraussetzt. Ich mache diese Bemerkung nicht umsonst; sie soll ankündigen, daß ich, gegen die gewöhnliche Meinung, welche die Neuern den Alten nachgebetet haben, es nicht nur gar nicht für nöthig, sondern für ganz unnatürlich halte, daß man Götter und Halbgötter in den heroischen Trauerspielen in Versen reden lasse; Aber freylich! wenn man Diesen allerley Arten von Leidenschaften andichtet; so muß man sie auch eine leidenschaftliche Sprache reden lassen. Da nun überhaupt das Trauer-

spiel

spiel ein Gemälde leidenschaftlicher Verirrungen und Handlungen ist; so denke ich, die heroischen Stücke, in welchen Wesen einer höhern Art auftreten, können überhaupt kein Interesse für einen Mann von richtigem Gefühle haben; denn diese Wesen müssen uns entweder in menschlich empfindende Geschöpfe travestirt werden, oder ihre hohe, kalte Weisheit contrastirt mit dem Genius des Trauerspiels.

Poesie also ist würkliche oder nachgeahmte Sprache der Leidenschaft und der Phantasie. Wenn man mir diesen Begriff gelten läßt; so muß man mir erlauben, auch folgende Vorschriften darauf zu gründen; Erstlich: man kann keine Personen die poetische Sprache reden lassen, von welchen man voraussetzen muß, daß sie mit kaltem Blute und nüchterner Vernunft reden, wovon eben zum Beyspiele die Götter und Halbgötter sind angeführt worden. Wohl aber kann man die Thaten und Reden solcher Wesen in Versen besingen; Dann ist es der Dichter, welcher exaltirt wird, wie in der Epopäe; und wenn er Götter redend einführt; so ist es begreiflich, daß er sie in dem Tone reden

läßt

lässt, auf den er gestimmt ist; (der Einheit des Vortrags wegen) Das fällt aber bey dem Trauerspiele weg, wo man die Illusion haben soll, sie selber vor Augen zu sehn. Zweytens: man kann nicht in einer poetischen Sprache Gegenstände darstellen, die gar nicht gemacht sind, uns in die sogenannte Begeisterung, in jenen Zustand von Spannung zu setzen. So kann uns Anbetung des allmächtigen Schöpfers, so kann uns Bewunderung des unermeßlichen Weltgebäudes in die Höhe stimmen; aber es würde lächerlich seyn, in Versen eine Anweisung zu geben, wie das englische Schuhwachs verfertigt werden muß. Man ahnet hier wohl, daß ich sogar manche Art von Lehrgedichten für eine unnatürliche Gattung erklären werde; und man irrt nicht; Nie ist da, wo man nur die Stimme der unterweisenden, kalten Vernunft hören soll, die poetische Diction gut angebracht. Endlich drittens: wenn der Gegenstand von der Art ist, daß er unsre Empfindung erhöhn und unsrer Phantasie einen ungewöhnlichen Schwung geben kann; so darf man dann auch über diesen Gegenstand keine gemeine Dinge, bloß in poetischer Form, sagen.

Hier=

Hierbey aber muß ich noch verschiednes erinnern: Es kann nämlich geschehn, daß der Gegenstand, den ein Dichter besingt, äusserst gemein und unpoetisch scheint; alsdann aber muß dieser Gegenstand wenigstens idealisch seyn. Daher gehören die Fabel und das Schäfergedicht in das Gebieht der Poesie; denn indem der Dichter sich in eine Welt von eigner Schöpfung hineinzaubert, ist seine Phantasie erhöht und man muß ihm erlauben, für diese selbst geschaffne Welt auch seine eigne Sprache zu schaffen. Ferner: der Witz, welcher unter ganz verschiednen Dingen eine Aehnlichkeit findet, ist darum schon an sich eine Art Poesie. — Es ist eine Operation der Phantasie; und hieraus lässt sich erklären, warum auch das Sinngedicht eine nicht unnatürliche Gattung ausmacht. Und dann: alle diese Regeln werden im Comischen vorsetzlich übertreten, wo man, wie schon im vorigen Abschnitte ist gesagt worden, die gemeinsten Dinge in einer poetischen Sprache sagt, um durch den Contrast Lachen zu erregen. Daß es nicht immer **erhabne**, sondern nur **erhöhete** Empfindungen sind, welche den Dichter beseelen, brauche ich wohl kaum zu erinnern;

Ein hoher Grad von Muthwillen und froher Laune ist auch Exaltation, und ihr verdanken die satyrischen Schilderungen, muntre Episteln, Trinklieder u. d. gl. ihr Daseyn.

Es besteht aber die poetische Sprache nicht bloß darinn, daß man bey dem Dichter einen höhern Schwung der Gedanken, kühnere Wendungen und Bilder aller Art findet; sondern, da man von je her vorausgesetzt hat, daß der Mensch, im exaltirten Zustande, auch einen besondern Wohlklang in seine Rede lege, welcher derselben eine Art von musicalischer Harmonie gäbe; so ist daher der Gebrauch bestimmter Sylbenmaße entstanden und man hat sogar die Poesie einen Gesang und die Dichter Sänger genannt. Das Sylbenmaß oder Metrum nun besteht in einer periodischen Abwechselung einer gewissen Anzahl langer und kurzer Sylben, nach einer bestimmten Ordnung.

Was sind aber lange und kurze Sylben? Dies können wir aus der Natur der Sache beantworten. Eine längere Sylbe ist gewiß nicht die, auf welche man willkührlich in der gemeinen

nen Rede den Accent zu legen pflegt, sondern die, welche unsern Sprach-Organen mehr Mühe, sie hervorzubringen, macht, wie eine andre, wobey wir also länger verweilen müssen. Jedermann fühlt, daß man nicht eben so schnell das Wort **Kraft**, wie das Wort **es** aussprechen kann, obgleich beyde nur einsylbig sind. Die Römer und Griechen haben nicht nur hiernach auf das strengste die Regeln für ihre Prosodie festgesetzt, sondern es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß sie in der Aussprache der gemeinen Rede diesen Maßstab genau zum Grunde gelegt haben. Wir hingegen und manche andre, besonders nördliche Völker, haben, bey der Menge von Mitlautern, womit unsre Sprachen angefüllt sind, unsre Organen daran gewöhnt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, so daß wir es fast nicht mehr merken, ob eine Sylbe ursprünglich lang oder kurz ist. Je nachdem es uns nun bequem scheint, in mehrsylbigen Wörtern, das erste, zweyte, dritte oder vierte Glied zu accentuiren, übertreten wir die Regeln, welche uns die Natur an die Hand giebt. Das Wort **Heimlichkeit** z. B. ist offenbar ein Molossus (— — —);

wir können keine von den drey Sylben, woraus es besteht, für kurz halten; Indeß sind wir nun einmal daran gewöhnt, das Gewicht auf die erste zu legen, über die andern beyden aber hinweg zu eilen. Das ist aber in der That nicht gut und giebt grade unsrer sonst so wohlklingenden Sprache die Rauhigkeit, worüber fremde Völker klagen.

Ist es denn nun also recht, nach dieser gewöhnlichen, an sich schon fehlerhaften Aussprache, unsre Prosodie einzurichten? Nichts weniger! Die Franzosen bekümmern sich nun freylich so wenig um die Quantität der Sylben, daß sie sogar in ihren Versen sich nicht einmal nach dem Sprach-Gebrauche richten. Dies böse Beyspiel soll uns aber nicht verführen und, meiner Meinung nach, muß jene Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aussprache uns die strenge Regel für die Quantität an die Hand geben.

Man wende hiergegen nicht ein, daß alsdann oft der oratorische Accent mit dem poetischen in Wiederspruch kommen würde, nämlich, daß wir im Lesen doch, des Sinnes, des Aus-

drucks wegen, den Accent auf Sylben würden legen müssen, die der Dichter wie kurze Sylben gebraucht hätte! das muß bey vollkommnen Gedichten der Fall nie seyn können; Grade darinn besteht ein Theil der poetischen Kunst, daß man die Ausdrücke so wähle, daß beyde Arten von Accenten genau mit einander übereinstimmen. Dann kann der Dichter mit Tönen malen und größere Würkungen hervorbringen, wie der prosaische Schriftsteller. Was wäre auch, ohne diese Kunst, die Poesie? Ein einförmiges Klingklang-Spiel für die Ohren. Was könnte wohl wiedersinniger seyn, als die Sprache der Leidenschaft in eine solche Form zu bringen, daß sie sich, ohne Rücksicht auf das Gewicht einzelner Ausdrücke, nach einer gewissen Weise müsste herleyern lassen, so daß, wenn es dem Dichter bequem wäre, er eine Sylbe, auf welche der ganze Nachdruck des Affects läge, seinen hinkenden Trophäen (—*v*) zur letzten Sylbe anflickte, oder sie an die Spitze eines schleppenden Jamben-Fußes (*v*—) setzte? Und doch treffen wir davon die häufigsten Beyspiele in allen französischen Gedichten und in unsern ältern versificirten Trauerspielen an. Nur

Einen Vers aus Weissens **Eduard dem Dritten** zur Probe:

„Glorreicher Eduard! sey tausendmal will-
„kommen!"

Hier ist die Sylbe **Glor** kurz gebraucht, die doch offenbar lang seyn müsste; lang des oratorischen Accents wegen; lang, weil sie aus vier, nicht leicht flüchtig auszusprechenden Buchstaben besteht, worunter drey Consonanten sind und der vierte ein breiter o ist; lang endlich, sogar dem Sprachgebrauche nach. Mit den Sylben **cher**, **send** und **will** in diesem Verse hat es dieselbe Bewandniß.

Wenn also der Dichter in dem Drange seiner Empfindung oder in dem Schwunge seiner Phantasie seine Verse zur Welt gebracht hat; so versuche er es erst, sie zu lesen, als wären sie Prosa und merke dann, wohin das Gewicht des Ausdrucks fällt, ob nicht vielleicht grade auf Sylben, die er wie kurze gebraucht hat! Und wenn er mit dieser Arbeit zu Ende ist, untersuche er auch, ob die, auf welchen der Nachdruck **nicht** liegen soll, durch ihren Bau, durch

durch die Schwierigkeit, sie schnell auszusprechen, nicht vielleicht einen falschen Nachdruck bekommen. Und so streiche er dann aus und verbessere, bis er jede Ungehörigkeit von der Art ausgemerzt hat, wenn er anders will, daß seine Werke unsre kleinen Musen-Almanachs überleben sollen!

Die Sorglosigkeit mancher unsrer poetischen Schriftsteller über diesen Punct geht sehr weit. Folgende Verse sind von dem guten Claudius, der sich überhaupt über Beobachtung der wahren Quantität der Sylben ein wenig zu leichtfertig hinwegzusetzen scheint:

„Am Weinacht-Abend kam Kunz her."

Die lange Sylbe **nacht** ist hier kurz gebraucht, und statt daß der oratorische Accent auf **Kunz** liegen sollte, ist auch dieses, mit drey Consonanten ausgestattete Wort, kurz genommen:

„Wenn mein Aug' Unrecht siehet."

Hier kann **Aug'** um so weniger kurz seyn, da es sogar noch eine verschluckte zweyte Sylbe in sich schliesst; **Wenn** und **recht** müssten auch nicht wie kurze Sylben gebraucht worden seyn.

Daß die mehrsten jungen Dichter alle diese Regeln mit Füßen treten, versteht sich von selber. Das Ausfeilen macht Mühe; Mühe, Kunst und Fleiß zu verstecken, das ist ein Talent, welches nur den höhern Genies gegeben ist. Bey uns machen aber die höhern Genies selten Verse, wohl aber eine Menge Menschen, die sonst nichts zu treiben wissen und zu sonst nichts Geschick haben.

Ramler sagt: (in seiner **Einleitung in die schönen Wissenschaften**) wir hätten wenig reine Spondäen; (— —) Ich meine, wir haben daran einen fast unbequemen Ueberfluß, durch die, unsrer Sprache von Ausländern so oft zum Vorwurfe gemachte Menge der doppelten Consonanten und Dyphtongen. **Schonend, liebend, furchtbar, herzlich, Kirchgang** u. d. gl. sind doch wohl Spondäen, wenn gleich eine fehlerhafte Aussprache über die letzte Sylbe hinwegeilt; Aber ein Mann, dem die Harmonie seiner Sprache lieb ist, verfällt auch nicht in diesen Fehler, wenigstens nicht da, wo er öffentlich redet. Traurig ist es indessen, daß grade unsre öffentlichen Redner mehrentheils am

am wenigsten von richtiger Declamation verstehen. Dies ist vollends gar nicht den Schauspielern zu verzeyhn, die ausserdem nichts zu thun haben, und dennoch fast Alle so unwissende Leute sind, daß ihnen die ersten Anfangsgründe der Theorie der schönen Künste unbekannt bleiben.

Daß es ein Fehler sey, so allgemein er auch eingerissen ist, alle einsylbige Wörter willkührlich, bald kurz, bald lang zu brauchen, (anceps) ist schon aus dem oben Gesagten leicht abzusehn. Eine Sylbe, deren Aussprache mit Schwierigkeiten verknüpft ist, kann nie kurz werden, selbst dadurch nicht, daß eine noch längere ihr zur Seite steht. So kann z. B. das Wort **Wissenschaft** nie für einen Dactylus (— *vv*) gelten. Nur die Freyheit kann man dem Dichter einräumen, da, wo es der oratorische Accent erfordert, eine kurze Sylbe in eine lange umzuschaffen, nicht aber umgekehrt; Man kann sich willkührlich verweilen, aber nicht einen natürlichen Aufenthalt wegschaffen. So viel über die einzelnen Sylbenfüße; nun etwas vom ganzen Sylbenmaße!

Das Sylbenmaß besteht aus der Zusammenstellung der Sylbenfüße, nach einer gewissen gewählten Ordnung, und hat zum Gegenstande die Bewürkung der Harmonie, die jedes geistige Vergnügen erhöht.

Die Alten hatten eine Menge von Sylbenmaßen, die sie verschieden anwendeten, je nachdem die Gattung des Gedichts, die Empfindung, welche sie ausdrücken oder erwecken wollten, und die Schilderungen, womit ihre Phantasie das Werk ausschmückte, es erforderten. Es ist natürlich, daß man nicht wohl in hüpfenden Dactylen klagen, und eben so wenig in schweren Spondäen das Toben eines Wasserfalls schildern kann; Also ist es auch wohlgethan, zu Gedichten, in welchen häufig Bilder von dieser oder jener Art vorkommen, kein Metrum zu wählen, das nicht leicht, oder gar nicht, solche Sylbenfüße zuläßt, die geschickt sind, die bezweckte Würkung hervorzubringen.

Griechen und Römer aber erfanden sich vielerley Versarten, in welchen nicht nur auf eine angenehme Abwechselung der Sylbenfüße

Rücksicht genommen, sondern auch dem Dichter erlaubt war, wenn der Ausdruck es erforderte, einen Spondäus an die Stelle eines Dactylus, ja! auch wohl an die Stelle eines Jambus zu setzen, selbst hie und da einmal dafür einen Anapäst (υ υ —) einzuschieben.

Die Völker der neuern Zeit haben, und zwar nur einige derselben, erst spät angefangen, ihren Gedichten diese so nöthige Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu geben. Sie gebrauchten fast Alle nur solche Versarten, in denen, ohne Abwechselung, immer derselbe Sylbenfuß angewendet werden musste. Die französische Poesie hat, neben dieser Unvollkommenheit und einer gänzlichen Vernachlässigung der Quantität, in den mehrsten ihrer Versarten, noch die höchst wiederwärtige Anwendung der Hemistichen sich zum Gesetze gemacht. Diese Hemistichen brechen jeden Vers in zwey Theile, welches, so äusserst unangenehm es, lange fortgesetzt, dem Ohre klingen muß, dennoch sehr strenge beobachtet wird. An folgenden Versen aus **Voltair's Henriade** wird dies deutlicher zu sehn seyn.

Des fureurs des humains | c'est ce qu'on doit attendre.
Mais ce que l'avenir | aura peine à comprendre,
Ce que Vous même encor' | à peine Vous croirés:
Ces monstres furieux | de carnage alterés etc.

Es ist begreiflich, daß dieser, immer an derselben Stelle angebrachte Ruhepunct, oft mit den wahren oratorischen Ruhepuncten in Widerspruch kömmt. An diesen Versen kann man dann auch ein Beyspiel sehn, wie sorglos selbst die besten französischen Dichter mit dem Sylben-Gewichte umgehen. Die Wörter fureurs, qu'on, peine und carnage sind, der gemeinen Aussprache und ihrer natürlichen Quantität zum Trotze, so gestellt, daß Voltaire in fureurs die erste Sylbe lang und die zweyte kurz, qu'on und peine wie einfache kurze Sylben, und in carnage die erste lang und die andern beyden wie eine einzige kurze Sylbe anwendet.

Unsre ältern teutschen Dichter von einiger Bedeutung, unter Andern Gellert, leyerten, so

so ziemlich nach französischer Manier, ihre eintönigen Versarten; Die geistlosen Nachahmer fuhren in dieser Weise fort; und lange Zeit hindurch schläferte man sich in Teutschland mit solchen Versen ein, wie sie der **Freyherr von Trenk**, freylich um dreyssig Jahre zu spät, noch jetzt zu Tage fördert, welches man jedoch diesem merkwürdigen Manne um so weniger übelnehmen kann, da jene Periode, in welcher er mit der Cultur hätte fortrücken müssen, für ihn gleichsam nicht existirt, weil er sie im Kerker hingeschmachtet hat.

Die aus der Einförmigkeit der Versarten entstehende Menotonie wurde noch vermehrt durch den von uns und andern Völkern der neuern Zeit als nothwendig angenommnen Gebrauch des Reims. Ueber die Vortheile und Nachtheile desselben ist schon oft, besonders in der oben angeführten **Einleitung in die schönen Wissenschaften**, so viel Gutes gesagt worden, daß ich, der ich ungern abschreiben mögte, mich dabey nicht lange aufzuhalten brauche. So viel scheint im Allgemeinen gewiß zu seyn, daß der Reim, welcher durch Harmonie

und hörbare Symmetrie dem Ohre gefällt, unter der Hand eines Mannes von Genie den poetischen Werken einen neuen Grad von Schönheit und Vollkommenheit geben kann; (wie er denn sogar in lateinischen Gedichten nicht ohne Würkung ist angebracht worden, wovon ich nur das alte Lied: Mihi est propositum etc. zum Beyspiele anführe) daß er aber auch aus der Feder schlechter und mittelmäßiger Dichter, welche die dabey vorfallenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden verstehen, manches Product geliefert hat, gegen welche die Prosa eines oberteutschen Zeitungsschreibers Harmonie und Wohlklang ist.

Das Studium der Alten, welches vor dreyssig Jahren bey uns noch nicht so, wie jetzt, vernachlässigt wurde, führte endlich unsre bessern Dichter darauf, nicht nur den an Schönheit reichen Hexameter, sondern auch andre Versarten, in welchen Sylbenfüße von verschiedner Art abwechseln, bey uns einzuführen. **Bodmer** und **Klopstock** zeigten in den einzigen beyden teutschen Epopäen, was ein schöpferisches Genie in unsrer Sprache zu leisten vermag. **Ramlers Oden** werden, so lange man teutsch redet und

liest, für Meisterstücke gelten müssen. Welch' ein harmonischer Wohlklang, welch' eine herrliche, edle Sprache, welch' eine poetische Kunst, welch' ein Feuer, welch' ein erhabner Schwung der Gedanken, und doch dabey so viel Klarheit bringt aus diesen Oden hervor! Diese Klarheit, diese Deutlichkeit, vermisst man in manchen unsrer andern lyrischen Dichter; Schon Aristoteles aber rechnet sie unter die Erfordernisse eines guten Gedichts: σαφης μεν και μη ταπεινη. Nicht dadurch erhebt man sich über die gemeine Sprache, daß man sich verwirrt und unverständlich ausdrückt; Es muß zwar dem Sänger erlaubt seyn, sich neue Wortfügungen zu schaffen und, in dem Fluge seiner Phantasie, sich über manche Conventionen der alltäglichen Rede hinwegzusetzen; allein wenn der Leser sich erst anstrengen muß, um aus den verworfnen Constructionen irgend einen Sinn hervorzusuchen und er am Ende vielleicht gar findet, daß dieser mit so großer Mühe errungene Sinn ihm nichts Erhabners sagt, als was man täglich in guter Hausmanns-Prosa zu hören pflegt; so kann wahrlich der Genuß, den eine solche Poesie verschafft, nicht groß seyn. Indessen sind die

mehr-

mehrsten Nachahmer von **Klopstocks Oden** in diesen Fehler verfallen.

Größere Freyheiten im Sylbenmaße, wie irgend Einer seiner Vorgänger, hat sich der unvergleichliche **Wieland** genommen; aber es sind nicht Freyheiten zu Deckung des Mangels an Kunst, nicht Freyheiten des Gemächlichen, der neue Regeln schafft, oder alle Regeln verachtet, wenn er sich die Mühe nicht geben will, seine Gedichte nach den Vorschriften gehörig auszufeilen; sondern es sind Freyheiten, die dem Dichter mehr Gelegenheit darbiethen, ihm weitern Spielraum geben, Schönheiten anzubringen, womit sein großer Genius das Werk ausschmücken mögte; Freyheiten endlich, welche mit Erfolge zu nützen, eine sehr große Kunst erfordern. Das unerschöpfliche Talent dieses großen Mannes aber hat uns gezeigt, daß, in aller Gattung von Poesie, die teutsche Sprache, nach dem Bedürfnisse, dieselbe Würde, die Kraft, den Wohllaut, die Feinheit, die Leichtigkeit, die Gedrungenheit und kurz! alle Schönheiten sich eigen machen kann, weswegen wir die vorzüglichsten Gedichte aller ältern und neuern Nationen,

tionen, mit denen sämtlich Wieland vertrauet ist, zu bewundern pflegen.

Ein Zeitraum von etwa funfzehn Jahren hat unter unsern Mitbürgern Dichter erweckt, worauf jedes Volk des Erdbodens stolz seyn würde; Leider! aber ist das letzte Jahrzehend nicht so reich an solchen Erscheinungen gewesen; vielmehr ist es offenbar, daß wir wieder zurücksinken. Doch darf man dies nicht wie allgemein gesagt verstehn. — Ist doch in diesem Zeitraume auch Schiller zuerst als Dichter aufgetreten — der Mann, unter dessen Händen alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird; Allein gewiß ist im Ganzen seit einigen Jahren die Ausbeute auf unserm Parnasse sehr armselig gewesen. Hieran sind, wie ich glaube, hauptsächlich folgende Dinge Schuld: zuerst die täglich mehr einreissende Vernachlässigung des Studiums der Alten; sodann die Art, wie unsre jungen Leute auch lebende fremde Sprachen treiben, die sie selten mehr studieren, sondern nur lernen, sie zu plaudern und zu verstehn; ferner die übel angewendete Nachahmung der Freyheiten, welche große Dichter sich mit

den Versarten und Sylbenfüßen genommen haben; endlich aber, mehr wie das alles, die unverzeyhliche Nachlässigkeit und Incorrectheit, selbst unsrer bessern Dichter, in ihren neuern Werken, welche sich dann jene Anfänger zum Muster nehmen. Noch könnte ich unter diese Ursachen die Leichtigkeit rechnen, mit welcher auch die elendesten Arbeiten solcher Art, durch Hülfe der Almanachs, Blumenlesen, Journale u. s. f. einzeln in das Publicum gebracht werden können.

Ad vocem Musen-Almanach fällt mir ein, daß ich neulich zufällig über den gerieth, welchen Voß für das Jahr 1792 herausgegeben hat, und daß ich mich dabey einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte, darüber, daß selbst dieser Mann, für dessen Talente ich die höchste Achtung hege und der, schon allein durch seine meisterhafte Uebersetzung der Odyssee, sich unvergänglichen Ruhm erworben, sich so weit hat herablassen können, mit unter jene Sammlung zum Theil so sehr mittelmäßige Producte aufzunehmen.

Es sey mir erlaubt, um mich nicht zu lange dabey aufzuhalten, nur der Sinngedichte Erwähnung zu thun, die in diesem Almanach mit X unterzeichnet sind. Man denkt sich, meine ich, bey einem Sinngedichte, ein Gedicht, darinn Sinn ist, oder es müsste denn, wie lucus a non lucendo, deswegen so heissen, weil kein Sinn darinn seyn dürfte. Aber nicht nur Sinn, sondern Scharfsinn, Witz, eine pointe, soll darinn seyn, weil man sonst nicht begreifen kann, was den Dichter gespornt haben sollte, etwas in Versen zu sagen, was man nicht einmal in Prosa drucken zu lassen, der Mühe werth halten würde. Nun bitte ich aber, folgende zwey Epigramme zu lesen:

Die Interpreten.

Interpret, was ist das? „Ein Dollmetsch“
Aber ein Dollmetsch?
Lässt die Gedanken in Ruh, Worte zermetscht
er für toll.

Schmierax.

Hätt' ihm sein böser Stern nur wenig
Schaam geschenkt,
Längst hätte Schmierax sich erhenkt.

Doch

Doch einem Hund' an Unverschämtheit gleich,
Lebt er und bellt und kriecht sich adelich und
reich.

Es bedarf wohl keines Commentars zu diesen unnachahmlichen Epigrammen. Schärfe und Neuheit der Gedanken, Richtigkeit der Versification und Adel und Würde des Ausdrucks wetteifern hier mit einander — pfuy, der Schande! daß so etwas — auf die Nachwelt? — nun das wohl nicht, aber daß so etwas auf die Messe kommen darf!

Allein kann man es den schlechten Dichtern verdenken, daß sie dergleichen Waare einschicken, wenn der Sammler selbst sich erlaubt, (freylich, weil er sein Publicum kennt, das es so genau nicht nimt) solche Epigramme unter seinem eignen Namen einzurücken, wie folgende sind?

Die Menschlichkeit.

Anderes fordert der Mensch und die Menschlichkeit. Jeglicher Becher
Kühlt dem Menschen den Durst; Menschlichkeit bildet ihn schön.

und:

und:

Grabschrift eines Jünglings; aus dem Griechischen.

Was doch frommt der Gebährerinn Angst? was Kinder mit Schmerzen
Auferziehn, um sie bald wieder verwelken zu sehn?
Ihrem Bianor ein Grab, dem Jünglinge baute die Mutter.
Billig hätte der Sohn solches der Mutter gebaut.

Ueber den poetischen Werth dieser beyden Sinngedichte werden wohl alle Leser von einigem Geschmacke einig seyn. Was den Sinn betrifft; so bin ich nicht so glücklich gewesen, aus dem ersten irgend einen herauszufinden, der die Mühe des Suchens lohnte. Das zweyte hat freylich einen griechischen Verfasser; allein man kann im Griechischen auch gemeine Dinge sagen, und daß es natürlicher sey, ein altes Weib früher sterben zu sehn, wie einen Jüngling, das ist doch wohl etwas sehr Gemeines. — Einem Manne, wie Voß ist, muß man so etwas nicht hingehn lassen.

Weil nun zu den alten, allgemein aner- kannten Dichter-Privilegien, in unsern Tagen noch so viel neue hinzugekommen sind, und ferner die Nachlässigkeiten mancher neuerer Dichter ein böses Beyspiel in der ungebührlich- sten Ausdehnung dieser Privilegien geben; so ist es in der That fast leichter geworden, ein Gedicht nach neuerer Art zu machen, wie eine wohlgeordnete, gute Prosa zu schreiben. — Es sey mir erlaubt, dies etwas genauer auszuführen!

Weder materielle, noch formelle Schwie- rigkeiten findet unser rüstiger Versemacher bey der poetischen Diction zu überwinden. Er darf die alltäglichsten Dinge in der so genannten Sprache der Götter sagen; ja! er glaubt, den albernsten Gedanken durch diese Firma veredeln zu können; also hat jedes mittelmäßige Genie, bey jeder Veranlassung, Beruf, als Dichter aufzutreten. Seine Ungeschicklichkeit im Perio- denbaue, seinen Mangel an Darstellungskunst und seine Unwissenheit in der Sprache, verbirgt er hinter den poetischen Freyheiten, die ihm ge- statten, sich neue Wörter und Wortfügungen zu schaffen, abzukürzen, zu dehnen, einzu-

flicken

flicken u. s. f. Der Mangel an Erhabenheit wird durch Verschrobenheit, Dunkelheit und Verworrenheit ersetzt. Würde im Ausdrucke und eine edle Sprache werden nicht erfordert; man mischt also, besonders im Comischen, nach dem Beyspiele der beliebtesten Dichter, die pöbelhaftesten Ausdrücke mit ein. Weil man willkührlich alle Arten von Sylbenfüßen zusammenstellen kann; so ist jede geschriebene Zeile ein Vers, denn jedes Wort hat ja doch eine Quantität, und macht es für sich allein keinen Sylbenfuß aus; so thut es dies doch in Verbindung mit der ersten Sylbe des folgenden, um so mehr, da es dann mit der Quantität auch auf keine Weise genau genommen wird.

„Wie befinden Sie Sich?"
— —, — v v, —
„Recht wohl, Ihnen zu dienen."
— —, — v v, — —
„Haben Sie meinen neuen dammastnen
— v v, — — — —, — v v,
„Schlafrock gesehn?"
— v v, —

Das sind Verse, und keine von den schlechtesten! Solche kurze und lange Zeilen nun, ohne Ordnung unter einandergemischt, (bestände auch manche derselben nur aus einem einzigen Sylbenfuße) werden zusammengesetzt und heissen ein Gedicht; denn daß in einem ganzen Stücke von der Gattung eine nicht veränderte Versart beobachtet werden sollte, darauf kömmt es gar nicht an. Endlich fällt auch der Zwang des Reims weg — und so ist denn jede Prosa, besonders wenn sie schlecht und verworren genug dazu ist, in wenig Augenblicken, bloß durch die Art, wie sie abgeschrieben wird, in ein Gedicht verwandelt.

Ich sehe grade den ersten Theil von **Schmidts Geschichte der Teutschen** vor mir liegen, und es fällt mir ein, den Versuch zu machen, ob ich nicht den Anfang der Vorrede zu diesem schätzbaren Werke in ein Gedicht nach neuester Manier verwandeln könnte, ohne Ein Wort zu versetzen. — Es wird dazu wohl keiner Anrufung der Musen bedürfen.

„Meine Absicht bey diesem Werke ist, zu zeigen,
„Wie Teutschland seine dermaligen Sitten,

„Auf-

„Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissen-
schaften,
„Hauptsächlich aber seine so sehr
„Ausgezeichnete Staats- und Kirchen-Ver-
„fassung bekommen
„Habe; kurz, wie es das geworden sey,
„was es
„Würklich ist."

Hier ist denn nun auch das Metrum zu dieser Poesie:

— v, — v v, — v, — v, — v, — —
v, — —, — v v, — v v, — —
— —, — v, — v, — v v, — —, — —
v, — v, — v, v v, —
— —, — v v, — —, — v v, — v v, — —
— v. — v v, — v, — v, — v, v
— —, —,

Wer dies Beyspiel für unpassend und jene Schilderung für übertrieben hält; der lese, ich bitte darum, lese unsre Verse-Calenderchen, Taschenbüchlein, Blumenlesen, Journale, Magazine u. s. f. und erstaune über den Gehalt der Waare, die uns jetzt für Poesie verkauft wird! Und dies geschieht leider! nicht bloß von jungen

Anfängern; sondern, grade herausgesagt, selbst einige unsrer größten Dichter respectiren sich und das Publicum so wenig, oder werden jetzt von den Musen so übel bedient, daß sie unter ihrem Namen Verse drucken lassen, die, wenn sie, in den Tagen unsrer aufblühenden Poesie, ein Schulknabe in Secunda seinem Lehrer als Specimen vorgelegt hätte, ohne weitre Censur, ad Marginem, durch eine Figur mit Ohren würden bezeichnet worden seyn. Wahrhaftig, hochachtungsvolle Dankbarkeit für die genußvollen Stunden, welche diese Männer mir, in meinen Jünglingsjahren, durch ihre herrlichen Gesänge verschafft haben, hält mich ab, hier ihre Namen zu nennen; und da ich auch gern so wenig wie möglich abschreiben mögte, was schon gedruckt ist; enthalte ich mich, mehr Beyspiele von guten und schlechten Gedichten aus jener und der jetzigen Zeit einander hier entgegen zu setzen. Es wäre aber wohl der Mühe werth, daß ein Mann, der zu dieser Arbeit die nöthigen Talente hätte, sich durch ein eignes Werk von dieser Art verdient machte und darinn, durch Zergliederung der einzelnen Schönheiten in Materie und und Form der Fehler, Ungehörigkeiten,

keiten, Plattheiten, Unregelmäßigkeiten und Härten, unsre angehenden Dichter von der Sorglosigkeit zurückschreckte, mit welcher sie arbeiten.

Die glänzendste Periode unsrer Dichtkunst hat, wenn ich nicht sehr irre, mit dem siebenjährigen Kriege angefangen und ungefehr mit dem Jahre 1780 aufgehört. Weil es in dieser Zeit noch nicht so viel Sammlungen gab, deren Unternehmer oft froh sind, wenn sie nur Materialien genug geliefert bekommen, um die Bogenzahl anzufüllen und man ferner, aus leicht zu begreifenden Ursachen, die Gedichte nicht schockweise machte; so circulirten damals manche einzelne Meisterstücke nur handschriftlich. Unter diesen erinnere ich mich mit Bewundrung des ganz vortreflichen Liedes: „Hier will ich „um Callisten klagen." Der Verfasser dieses Stücks, voll Dichterfeuer und inniger Empfindung, heisst **Niemann**, war Advocat in Hannover, und hat nachher sehr unglückliche Schicksale erlebt. Da dies schöne Lied, so viel ich weiß, nie ist gedruckt worden, es mögte denn vielleicht in einer Sammlung musicalischer Compositi-

positionen seyn; (denn es haben, wenn ich nicht irre, einige Tonkünstler auch eine Melodie dazu gesetzt) und es wenigstens ausser dem nördlichen Teutschlande nicht sehr bekannt geworden ist; so glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich es, am Ende dieses Abschnitts, als Muster einer hinreissend schönen poetischen Diction abschreibe.

Hier will ich um Callisten klagen;
Hier in dem Schooß der Nacht allein.
Hier darf mein Auge Thränen wagen,
Dem Tage mit Verräthern dräun.
Drängt dicht Euch an mich, dickste Schatten;
Sey schwärzer, dunkle Mitternacht!
Laß Schrecken sich mit Schrecken gatten,
Und sey für meinen Schmerz gemacht!

Calliste! — Name, den in's Herze
Der Himmel mir mit Blute schrieb —
Gedanke, heilig meinem Schmerze
Und ewig meiner Seele lieb —
Calliste! sieh' Alcindorn weinen —
Um Dich, sonst weint Alcindor nicht,
Dem keine Güter reizend scheinen,
Dem, ausser Dir, kein Glück gebricht.

Sieh',

Sieh', wenn Du kannst, die letzten Zähren —
Doch nein! verbirg sie, Mitternacht!
Sie mögten Augen weinen lehren,
Worinn zu schön die Unschuld lacht.
Noch fern von mir sey zu beneiden,
Calliste! glücklich sey Dein Herz;
Geniesse Du der Jugend Freuden,
Und laß mir ganz der Liebe Schmerz!

Vergiß die letzte Abschieds-Stunde —
Doch ach! wie schrecklich steht sie da!
Sie ist's, die auf Callistens Munde
Mein letztes Glücke sterben sah;
Sie ist's, um die von meinen Tagen
Der ganze Rest in Trauer steht
Und jeder, hingeführt von Plagen,
In schwarzer Tracht vorübergeht.

Mein ganzes Glück um Dich, Calliste!
Wie gerne gäb' ich es um Dich!
Und wenn ich ewig trauern müsste;
So liebt' ich dennoch ewig Dich.
Dein Bild dringt mit dem letzten Blute
Noch in mein sterbend Herz hinein,
Und die entscheidende Minute
Soll halb noch für Callisten seyn.

Unter den noch lebenden vorzüglichsten Dichtern, von deren Werken aber wenig in das größere Publicum gekommen ist, verdient einen sehr hohen Rang, **Unzer in Altona**. — Dieser seltne Mann besitzt überhaupt vereinigt so viel Talente, Kenntnisse und Fähigkeiten aller Art, daß gewiß in Jahrhunderten nur wenig solche Genies gebohren werden. Wenn er seine Freunde, in deren Händen schon manche seiner Gedichte abschriftlich circuliren, durch Mittheilung derer, die noch in seinem Pulte verschlossen liegen, in den Stand setzen wollte, eine Sammlung davon herauszugeben; so würden diese vortreflichen Stücke gewiß von allen Lesern, die nur einiges Gefühl für wahre poetische Schönheit haben, begieriger verschlungen werden, wie die weissen Pulver seines auch sehr verdienstvollen Oheims — Und es wäre doch wohl einmal Zeit, daß die elenden Misgeburten, die uns für Kinder der Musen vorgestellt werden, nicht ferner den Ton bey uns angäben und nicht länger den teutschen Parnaß bey Ausländern, die immer mehr anfangen unsre Sprache zu studieren, verächtlich machten.

Vor einigen Jahren wurde es auf einmal Mode, Barden- und Minnesänger-Lieder, überhaupt alte Gedichte hervorzusuchen und herauszugeben. Weil nun einige derselben würklich Kraft, Naivetät und andre Schönheiten enthielten; so glaubten bald unsre jungen Herrn, alles sey vortreflich, was aus jenen Zeiten herrührte, oder in dem Tone jener Zeiten geschrieben wäre. Sie riefen nun nicht mehr den göttlichen Appollo und die gefälligen Musen an; sondern den alten Braga, sein runzlichtes Weib Iduna und die Nornen, und zwickten unsre Ohren mit den barbarischen Namen andrer mythologischen Wesen, ohne Anmuth und Grazie. Statt der bekränzten goldnen Becher wurden nun die Hirnschädel der Feinde aufgetischt und diese rauhen holprichten Bardala-Gesänge, aus uncultivirten, wilden Zeiten in cultivirte verpflanzt, fanden ungemeinen Beyfall. Mancher magrer, kleiner, gepuderter Herr, an einen zierlichen Haarbeutel festgebunden, las mit feiner Stimme den Damen bey den Toiletten die Schlachtgesänge der Söhne Tuisko's vor; Bald kam auch die Reyhe an die alten Volks-Lieder und

Volks-

Volks-Märchen und man plünderte die Spinnstuben, um neuen Vorrath davon zu bekommen. Diese Thorheit hat ein wenig nachgelassen; allein auch sie hat sehr nachtheiligen Einfluß auf die Fortschritte unsrer poetischen Kunst gehabt.

VIII.

VIII.

Von dramatischen Schriftstellern und solchen, die über andre schöne Künste schreiben.

Fast alle alte und neuere Völker haben, sobald sie zu einem gewissen Grade von Cultur und Corruption gelangt waren, auch Schauspiele gehabt und haben sie noch. Nicht in allen diesen Schauspielen findet man einerley Zweck zum Grunde gelegt: Belehrung, Schilderung menschlicher Thorheiten und Laster, guter und böser Schicksale und schädlicher Folgen der Leidenschaften; Darstellung merkwürdiger historischer Begebenheiten und Verherrlichung großer Männer, Helden, Halbgötter, Götter und Göttinnen; religiose Feyerlichkeiten; Würdigung politischer Ereignisse; Entwicklung cörperlicher Geschicklichkeit; Nachahmung seltner oder schöner Natur-Scenen, oder großer menschlicher Würksamkeit; Kitzel der Sinnlichkeit; Belusti-

gung und Zeitvertreib, waren, theils einzeln, theils gepaart mit einander, die Zwecke dieser Vorstellungen.

Unsre heutigen Schauspiele der gesitteten Völker haben von allen diesen Zwecken hauptsächlich nur diejenigen beybehalten, welche Einfluß auf Beförderung der Moralität haben können, von den übrigen aber nebenher so viel, wie dazu beytragen mag, die Hauptwürkung zu verstärken und der Darstellung größere Wahrscheinlichkeit und Schönheit zu geben.

Gewiß ist es, daß, wie man im würklichen Leben durch Beyspiel mehr ausrichtet, wie durch bloße Lehre; so auch ein Schauspiel, in welchem die Begebenheiten nicht bloß erzählt werden, sondern würklich vor den Augen des Zuschauers vorzugehn scheinen, und die daraus herzuleitenden Vorschriften nicht bloß durch den Mund eines Dritten gesagt, sondern durch die Handlungen der dabey interessirten Personen selbst versinnlicht werden, mehr bewürken kann, wie das Lesen, oder die Vorträge des Redners, daß also in der That das Theater ein sehr mächtiges

tiges Vehikel, um gute oder böse Eindrücke auf ein Volk zu machen, und daß es keineswegs gleichgültig ist, was für Art von Schauspielern eine Nation fortgesetzt zu sehn bekömmt.

Lasset uns aber aus dem eben Gesagten vor allen Dingen zwey Hauptregeln ableiten! Erstlich: alle Schauspiele, was für einen Zweck sie auch haben mögen, müssen durchaus vorzüglich in Handlung, in lebhafter Darstellung bestehn; das ist ihr Wesen; Und zweytens: so viel möglich, muß diese Darstellung so natürlich veranstaltet werden, daß wenigstens die Einbildungskraft des Zuschauers sich täuschen **könne**, als sehe sie das würklich vorgehn, was ihr nur vorgemalt wird. Mit wenig Worten! **Handlung** und **Illusion** sind die Grundpfeiler aller Schauspiele gesitteter Nationen. Man wird in der Folge sehn, daß es nicht unwichtig ist, von diesem Gesichtspuncte auszugehn, wenn man dramatische Werke beurtheilen will.

Man hat sehr viel von den bewunderns-würdigen Würkungen der alten griechischen und römischen Schauspiele, besonders der Tragödien,

ge-

geschrieben. An Handlung sind sie nicht so reich, wie an Declamation, und was die Illusion betrifft; so kann man nicht wohl glauben, daß sie von der Seite viel geleistet haben, wenn man an die darinn mit vorkommenden Erscheinungen mythologischer Personen, an die Einmischung des Chors, an den Gebrauch der Larven und Sprach-Rohre und an manche andre Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten denkt. Woher also nahmen sie die Kraft, so mächtig auf die Herzen des Volks zu würken? Ich glaube man kann hierauf Folgendes antworten: Zuerst müssen schon die Pracht, die Größe des Schauplatzes, die ungeheure Anzahl der versammelten Menschen und der Aufwand bey den Vorstellungen sehr lebhafte Eindrücke gemacht haben. Sodann war der Gegenstand derselben mehrentheils von der Art, daß er ein Volk, dessen Geschichte nicht, wie die unsrige, die Erzählung von den Lebensläufen und willkührlichen Handlungen der einzelnen Regenten und was sie zu thun befohlen haben, sondern die großen Begebenheiten der Vorzeit enthielt, bey welchen Jeder seinen Stammvater eine Haupt-Rolle spielen zu sehn glaubte, nothwendig

interessiren musste. Endlich hatten alle Volks-Classen einen feinen Sinn für den Wohlklang der Sprache, für die Schönheiten der Poesie und für erhabne Gesinnungen. Bey uns trifft von allen diesen Dingen das Gegentheil ein. Die kleinen Häuser, in welchen, hinter bemaltem Seegeltuche hervor, durch den Qualm der Fett-Lampen illustrirt, unsre, in Helden, Staatsmänner, Königinnen und Damen verkleideten Perückenmacher und Cammermädchen, auf das Bretter-Gebäude hervortreten, sind eben nicht gemacht, große sinnliche Eindrücke zu bewürken, wenn auch, zur Verstärkung, einige in Fürsten umgewandelte Musketiere zu Hülfe genommen werden und der Theater-Meister das Calphonium, die große Trommel und die Erbsen-Büchse nicht schont, um die Elemente in Bewegung zu setzen. Was sodann die großen historischen Sujets betrifft; so ist es schwer, solche zu finden, die alle unsern verschieden gestimmten, verschieden erzognen Rang-Ordnungen, gleich wichtig vorkommen könnten. Was für ein National-Interesse haben wir, die wir hundert Natiönchen ausmachen und oft nicht wissen, welchem Herrn zu huldigen man uns

morgen allergnädigst befehlen wird? Von den materiellen und formellen Schönheiten der Dichtung aber hat wohl unter hundert Zuschauern nicht Einer geläuterte Begriffe. Wir können daher aus der Nachahmung der griechischen Schauspiele wohl schwerlich einen andern Nutzen ziehn, wie höchstens den, einen Theil der Einfalt in der Anlage und der Würde des Ausdrucks da, wo dies passend ist, nachzuahmen. Ich beharre also bey der Behauptung: daß wir uns begnügen müssen, auf unsre Schaubühne, mit möglichster Täuschung und Wahrscheinlichkeit, Scenen, Handlungen aus dem bürgerlichen Leben zu bringen, in der Absicht, durch Beyspiele aus der würklichen Welt, in dem Gewande einer angenehmen Unterhaltung, moralische Vorschriften und allgemein nützliche Aufklärung unter alle Volksclassen zu verbreiten.

Nirgends hat wohl das Theater eigentlich die Nationen umgebildet; vielmehr hat die Stimmung der Völker ihren Schauspielen immer den Stempel von der Stufe der Cultur aufgedrückt, auf welcher sie standen; Allein das ist doch wohl gewiß, daß die Schauspiele, weil

sie

sie sehr lebhafte sinnliche Eindrücke machen können, eine solche Stimmung zu erhöhn, das Herz empfänglicher und reizbarer zu machen, und gesunde practische Wahrheiten, oder im Gegentheil überspannte romanhafte Begriffe früher allgemeiner auszubreiten, im Stande sind.

Nicht jedes Schauspiel taugt also für jede Nation, weil Sitten, Cultur und Stimmung bey den Völkern verschieden sind. Deswegen kann man, in gewisser Hinsicht, mit Recht Schakespears Werke in Paris und Voltair's Trauerspiele in London schlecht finden. Da aber Vernunft und Sittlichkeit aller Orten gleiche Resultate liefern; so könnten solche Stücke, in welchen nur auf diese Rücksicht genommen ist, sich den allgemeinsten Beyfall versprechen, wenn es so leicht wäre, Lehren von der Art in Handlungen anschaulich zu machen, ohne diesen Handlungen das Gepräge localer Sitten und Stimmung zu geben.

Zu einer National-Angelegenheit können unsre Schauspiele nie gemacht werden und die Regierungen können sich nur negativ, das heisst,

in so fern darum bekümmern, daß sie dem Misbrauche und der Ausartung dieser öffentlichen Vergnügungen steuern. Alle positive Directionen der Moralität und Aufklärung von Obrigkeits wegen, sind ja ohnehin zwecklos.

Den alten Streit, ob unsre heutigen Schauspiele den Zweck, moralischen Nutzen zu stiften, erfüllen oder nicht, mag ich hier nicht erneuern. Nur so viel: In Residenzen und sehr großen Städten, wo es viel müßige Menschen giebt, deren leere Stunden man auf die unschädlichste Art ausfüllen muß und wo Cultur und Corruption eine gewisse Höhe erreicht haben, ist das Schauspiel wenigstens ein Bedürfniß, ein nothwendiges — Uebel; In kleinern Städten kann man dessen füglich entbehren. Zergliedern wir nun den Begriff, den ich von einem guten Schauspiele für unsre Zeiten und Verfassungen gegeben habe, um daraus die Regeln für den dramatischen Schriftsteller abzuleiten!

Ein gutes Schauspiel ist ein Bild aus dem würklichen menschlichen Leben, mit möglichster Täuschung, von leben-

den Personen, durch schöne Nachahmung, in Handlung dargestellt, in der Absicht, dadurch einen bestimmten moralischen Zweck bey dem Zuschauer zu erreichen, auf eine Weise, die ihm dabey auch Vergnügen, oder Unterhaltung gewähre.

Aus dem **würklichen** Leben also soll das Bild genommen seyn; also muß die Geschichte, die Handlung, welche dargestellt wird, Wahrscheinlichkeit haben. Wahrhaftig so vorgegangen, wie sie dargestellt wird, braucht sie darum nicht zu seyn; In so fern sie nur nicht mit dem Laufe der Dinge oder der Natur des Menschen streitet, folglich möglich, wenn sie auch von seltner Art ist, hat sie für uns denselben Werth, wie eine wahrhafte Geschichte, weil sie doch gewiß einmal irgendwo also vorgehn kann und wird. Um die Handlung aber wahrscheinlich zu finden, muß sie gehörig motivirt seyn. Wir wollen sehn, wie es möglich ist und warum es möglich ist, daß eine solche Handlung vorgehn könne. Werden uns bloß willkührlich erdichtete, obgleich nicht unglaubliche Begebenheiten, ohne

Entwicklung der Ursachen und Zwecke vorgemalt; so fällt wenigstens der moralische Nutzen und mehrentheils die Einheit der Handlung weg. Diejenigen Stücke also, in welchen allerley Begebenheiten auf einander gehäuft, vorgehen, ohne daß wir eigentlich gewahr werden, warum? taugen nicht. Ein Trauerspiel verdient darum noch nicht diesen Namen, weil Menschen darinn getödtet werden; sondern die Ursache dieses Todes muß in der Haupt-Handlung liegen und kurz! nichts muß vorgehn, wovon nicht der Grund in dieser Handlung liegt und was nicht dahin abzielt, den einfachen Hauptzweck zu befördern, den beabsichteten Eindruck zu verstärken.

Es soll eine Handlung aus dem menschlichen Leben seyn; Nur das kann doch eigentlich unserm Herzen recht nahe gelegt werden, was Bezug auf uns, Aehnlichkeit mit uns und unsers Gleichen hat; Wesen, die weit über, oder weit unter uns stehen; interessiren uns wenigstens nicht. Müssen wir uns doch Gott, unsern Schöpfer, selbst, wenn wir ihn nicht bloß anstaunen, sondern ihn lieben, mit Wärme lieben wollen, unter einer menschlichen Beziehung

hung, als Vater, als Freund und selbst als Mensch gebohren, denken! Schauspiele also, in welchen Götter, Halbgötter u. d. gl. oder auch nur solche Personen der Vorwelt auftreten, deren Sitten gegen die unsrigen gar zu sehr abstechen, können keine angenehme Würkung hervorbringen. Dasselbe gilt von allegorischen Personen und von Wesen aus einer erdichteten Schäfer- oder Feen-Welt. Solche Dichtungen mögen die Phantasie im Lesen angenehm beschäftigen; auf unsre Theater aber gehören sie nicht, nach dem Begriffe, den wir von einem guten Schauspiele gegeben haben. Daß es doppelt abgeschmackt sey, dergleichen Geschöpfe der Einbildungskraft zugleich mit würklichen auf die Bühne zu bringen; das wird wohl Jedem einleuchten. Je ähnlicher nun die Personen, welche man uns darstellt, in ihren Sitten und ihrer Art zu handeln, der Classe von Menschen sehen, welche wir in der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, desto größer wird unser Interesse für ihr Schicksal. Deswegen kann ich die häufige Darstellung solcher Scenen nicht billigen, die aus den alten Ritterzeiten und überhaupt aus einem Zeitalter genommen sind, in

welchem durchaus andre Ideen im Umlaufe, andre Gebräuche üblich waren, wie die heutigen. Deswegen auch sind, zur Befriedigung eines gemischten Publicums, diejenigen Schauspiele, worinn die Sitten der mittlern Stände dargestellt werden, denen vorzuziehn, in welchen nur Bilder aus den höchsten oder aus den niedrigsten Ständen vorkommen.

Das Bild soll mit **möglichster Täuschung** dargestellt werden; Aus dieser Forderung lassen sich viel andre Resultate ziehn. Zuerst die nöthigen Vorschriften für die Anwendung der Malerey, des Maschinen-Wesens und der Kleidung, im passenden Costum der Zeiten; Sodann Regeln für die Diction, welche dem Stande, dem Alter und den übrigen Verhältnissen der redenden Personen angemessen seyn muß; Hauptsächlich aber die Forderung, daß man die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts beobachten solle, worüber ich noch etwas sagen zu müssen glaube. Eine Begebenheit, welche den Zeitraum einer langen Reyhe von Jahren ausfüllt, während welcher die handelnden Personen selbst älter geworden seyn müssten, lässt sich

sich nicht wohl, ohne gänzliche Stöhrung der Illusion, in einigen Stunden natürlich vorstellen; allein etwas darf man der Einbildungskraft des Zuschauers zumuthen. Die Handlung mag also immerhin den Zeitraum von einem oder zwey Tagen durchlaufen; nur muß dann die Zeit, welche der Zuschauer überspringen soll, in die Pause zwischen den Aufzügen oder Acten fallen, während welcher der Schauplatz geschlossen ist; denn es ist lächerlich, z. B. einen Menschen, den man noch eben vor Augen gesehn hat, einen Augenblick darauf, nach einer kurzen Entfernung, ohne daß indeß die Handlung unterbrochen worden, von einer weiten Reise erzählen zu hören, die er während dieser Zeit will gemacht haben. Und doch stößt man auf ähnliche Albernheiten in manchen ausländischen und vaterländischen Schauspielen. Die Kunst des dramatischen Schriftstellers besteht aber, was diesen Punkt betrifft, darinn, daß er den interessantesten Zeitpunct aus seiner Geschichte aushebe und das Vorhergegangne, dessen Darstellung er in diesen engen Raum nicht einzwängen kann, auf geschickte und natürliche Weise, gleichsam wie im Vorbeygehn, erzählend anführen, oder

errathen lasse. Mit der Einheit des Orts, (obgleich freylich sehr grobe und zu gehäufte Verstöße dagegen alle Täuschung heben) braucht man es weniger genau zu nehmen. Es ist leichter, in Gedanken sich an einen andern Platz zu versetzen, wie sich einzubilden, man sey in einer Stunde um zehn Jahre älter geworden.

Es ist in dem vorigen Abschnitte gesagt worden, daß die Poesie die Sprache der erhöheten Empfindung, Leidenschaft, oder Phantasie sey; Da nun, auch in den interessantesten Scenen des menschlichen Lebens, die handelnden Personen doch nicht ununterbrochen die Sprache der Leidenschaft reden, noch über ihre Empfindungen declamiren, noch die Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft hererzählen, sondern mit unter eine Menge ganz gewöhnlicher, unpoetischer Dinge sagen; so gestehe ich, daß ein versificirtes, für die würkliche Aufführung bestimmtes Schauspiel, mir jede Täuschung raubt und sehr unnatürlich scheint.

Noch viel gewisser, wie bey der Poesie, ist es bey der Music der Fall, daß sie nur Empfindungen

dungen und nichts anders ausdrücken und malen soll; Sie ist gleichsam eine noch höhere Stufe der Poesie und bezeichnet den Zustand einer Seele, deren Empfindungen zu einem solchen Grade erhöht sind, daß die Sprache in Gesang übergeht. Nun aber giebt es wohl im gemeinen Leben nicht viel solcher Augenblicke; Es kann daher im Grunde nichts abgeschmackter seyn, wie die Darstellung alltäglicher Handlungen, aus dem menschlichen Leben entlehnt, in welcher aber, ohne weitre Veranlassung, die handelnden Personen oft ihre Unterredung unterbrechen, um sich hinzupflanzen und das Uebrige, was noch zu sagen war, abzusingen. Darum machen die jetzt so allgemein beliebten Operetten die unnatürlichste, alle Täuschung ausschliessende Gattung von Schauspielen aus. Die große Oper, in welcher alles gesungen wird, ist nun einmal im Besitze, eine Menge Abentheuerlichkeiten in sich zu vereinigen. Ihr muß denn aber auch das Gesetz auferlegt werden, keine Gegenstände aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu bearbeiten; Sie ist ein Schauspiel, ganz für die Phantasie gemacht; Hier kömmt nun die Sinnlichkeit statt der Vernunft und Moral in Be-

trachtung. In ihren Scenen müssen Götter, Heroen, erhabne Helden der Vorzeit, Feen u. d. gl. auftreten und alles darf einen wunderbaren Gang nehmen.

Was von der Music gilt, passt auch auf den Tanz, wo die Empfindungen und Leidenschaften, mit Hülfe der Tonkunst, in Gebehrden ausgedrückt werden. Auch hier darf man keine gemeine Süjets behandeln und die so genannten comischen Ballets, womit die herumziehenden Schauspiel-Directoren, zum Zeugnisse ihrer großen Unwissenheit, uns zu belustigen suchen, (Ballets, in welchen ein Bauer nach dem Tacte seine Pfeife stopft und ein Mädchen tanzend ein Ehe-Versprechen giebt) sind das höchste Ideal von Absurdität.

Ich habe mir oft die Möglichkeit gedacht, ein Schauspiel zu verfertigen, in welchem die verschiednen Abstuffungen der gemeinen, wärmern und leidenschaftlichen Sprache, durch Mitwürkung der verschwisterten schönen Künste, fühlbar gemacht würden, ohne daß der Zuschauer Abentheurlichkeit und Unwahrscheinlichkeit bemerkte. Der gewöhnliche Dialog würde ge-

gesprochen; Sobald die Rede declamatorisch würde, gesellte sich eine musicalische Begleitung hinzu, welche, nach Art unsrer neuern Melodramen, gewöhnlich nur bey den Ruhepuncten einfiele, bey verstärktem Ausdrucke aber mit der Rede zugleich fortgienge; wärmere Declamation würde recitativmäßig vorgetragen und, wo die Nüancen es erforderten, mit obligater Begleitung und im Tempo; Poesie und Arien-Melodie unterstützten die Sprache des Affects, und auch zu Anbringung der mehrstimmigen Gesänge, Chöre und Tänze liesse sich Veranlassung finden. Ob sich indessen die Uebergänge aus einer Art des Vortrags in die andre so unmerklich machen liessen, daß der Zuschauer in fortwährender Täuschung erhalten, oder ob nicht dennoch ein buntschäckigtes Kunstwerk herauskommen würde; das bleibt immer eine Frage, die ich nicht zu entscheiden wage. Wäre aber der Gedanke ausführbar; so müsste ein solches Schauspiel große Würkung hervorbringen können.

Das Schauspiel wird von **lebenden** Personen vorgestellt; es versteht sich also, daß alle

Mario-

Marionetten, Schattenspiele, Thierhetzen u. d. gl. nicht werth sind, unter die Schauspiele gesitteter Nationen gerechnet zu werden.

Scenen aus dem menschlichen Leben sollen **nachgeahmt**, folglich müssen sie grade so dargestellt werden, wie sie in der würklichen Welt vorgehen, welches schon vorhin ist ausgeführt worden, als von der nöthigen Täuschung die Rede war.

Allein die Nachahmung soll **schön** seyn und dies leitet uns auf Beantwortung der beyden Fragen: in wie fern der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler bey Darstellung der Natur sich einige Verschönerung und Uebertreibung erlauben dürfen? Verschönern darf man nie auf Unkosten der Wahrheit; allein da es auf keine Weise erforderlich ist, ein Bild in allen seinen Nebenparthien ängstlich auszumalen; so kann man solche unwesentliche Züge füglich weglassen, die dem Zuschauer von feinerm Gefühle wiedrig oder empörend vorkommen könnten. Muß man Scenen darstellen, in welchen Pöbel auftritt; so

so ist es nicht vernünftig, diesen Pöbel die Sprache der feinern Stände reden, noch, wie die Franzosen, den Bauern in seidnen Strümpfen auftreten und Sentenzen auskramen zu lassen; darum aber braucht doch auch nicht der Bothsknecht grade die ungesittetste, jedes züchtige Ohr beleidigende Sprache der Verworfensten seines Standes im Munde zu führen. Der Schauspieler, welcher sich ersticht, darf nicht seine Sorgfalt verrathen, in der schönsten, studiertesten Tanzmeister-Stellung auf einen Stuhl hinzusinken, der ausdrücklich dazu, ohne weitre Veranlassung, ist hingestellt worden; allein er soll auch nicht, mit convulsivischen Verzuckungen und lautem Brüllen, sich in seinem Blute herumwälzen, da dies doch nicht eben wesentlich zum Erstechen gehört. Endlich, was eigentlich, bey natürlicher Darstellung, wiedrige Eindrücke machen, folglich das sittliche Vergnügen unterbrechen, auch die Täuschung aufheben könnte, mag füglicher als geschehn erzählt, nicht aber auf das Theater gebracht werden.

Uebertreiben dürfen Verfasser und Schauspieler nie so, daß ihre Schilderungen das

Wahr-

Wahrheits-Gefühl der Zuschauer empöhren und aus treuen Gemälden Carricatur-Stücke werden, wie es so oft, besonders im Comischen, zu geschehn pflegt; allein da bey der Vorstellung, sowohl durch die kleinen Unachtsamkeiten und Zerstreuungen der Zuschauer, als auch durch die Entfernung des Schauplatzes vom Auge, manche feine Nüance verlohren geht; da ferner auch auf solche Personen Rücksicht genommen werden muß, deren Sinne weniger empfänglich sind; endlich, da doch der Zweck der Vorstellung ist, nicht bloß das darzustellen, was man täglich auch ausser dem Theater sieht, sondern die Zuschauer auch mit den seltnern moralischen Erscheinungen und originellen Characteren bekannt zu machen; so muß man es dem dramatischen Maler erlauben, zuweilen bey der Zeichnung in das Colossalische hineinzuarbeiten, sich starke Contraste zu erlauben und was das Colorit betrifft, die Farben ein wenig stark aufzutragen.

Das Bild aus dem menschlichen Leben soll in **Handlung** dargestellt werden. Daher hat die größte Anzahl der französischen Schauspiele,

spiele, in welchen mehr declamirt und erzählt, wie gehandelt wird, nicht den wahren Character guter Theaterstücke. Die auftretenden Personen sollen uns nicht mit Worten ihre Denkungsart und Grundsätze schildern, sondern wir wollen sie thätig und würksam sehn und aus ihren Handlungen ihren Charakter kennen lernen. Ein Schauspiel ist kein dialogirtes Compendium der Moral, sondern eine Darstellung aus dem würklichen Leben, in welchen man die Menschen weniger aus ihrem mündlichen Vortrage, wie aus der Beobachtung ihrer Thaten, kennen lernt. Kenntnisse und Lehren, die wir auf diese Weise einsammeln, machen gewiß überraschendere und lebhaftere Eindrücke. Aus dieser Ursache wird auch die Würkung der in neuern Zeiten eingeführten Melodramen, ungeachtet des Zaubers der Music, nie so allgemein groß seyn, wie die eines guten Schauspiels. Die Beleidigung der Wahrscheinlichkeit ungerechnet; wird man des ewigen Declamirens Einer Person über ihre Empfindungen bald müde; wenig Sujets lassen sich auf diese Art bearbeiten; ein lebhafter Dialog fällt ganz weg, folglich auch fast alle Handlung.

Allein Verwirrung, Durcheinanderlaufen einer Menge Menschen und Aufeinanderhäufung sonderbarer Begebenheiten — das alles ist nicht Handlung. Solche Stücke, womit neuere Schriftsteller uns überschwemmen und welche Sulzer sehr passend pieces à tiroirs nennt, sind fast noch unerträglicher, wie die declamatorischen. Alle Handlung in einem Schauspiele muß auf einen gewissen Zweck hinzielen; und dieser Zweck soll **bestimmt** seyn. Daraus folgt die Vorschrift, daß der dramatische Schriftsteller sich nicht von der Einheit der Handlung entfernen soll. Unter den drey theatralischen Einheiten ist diese am wenigsten zu vernachlässigen. Jedes Kunstwerk, jedes Buch, muß, wie überhaupt jede Unternehmung eines verständigen Mannes, eine Haupt-Absicht verrathen. Man muß nicht, wie einst ein Tonkünstler bey der Arbeit eines jungen Componisten, ausrufen können: Sonate, que me veux-tu? Der dramatische Schriftsteller muß also bestimmte Antwort geben können, wenn man ihn fragt, welchen moralischen Zweck er durch sein Schauspiel hat befördern, welche Wahrheit anschaulich machen wollen. Hiernach muß er seinen Stoff,

sey er aus der Geschichte entlehnt, oder Fiction, wählen; hiernach sich in der Bearbeitung richten. Alles, was den bezweckten Haupt-Eindruck nicht befördern, sondern vielmehr schwächen könnte, soll er aus seinem Plane entfernen. Er darf sich nur solche Episoden erlauben, die mit der Haupt-Handlung nothwendig zusammenhängen und die Entwicklung befördern. Keine Flick-Rollen noch Flick-Scenen muß man gewahr werden, die nur eingeschoben sind, um eine Lücke auszufüllen. Keine Person soll auftreten, die nichts zur Handlung beyträgt, die nicht an das Interesse des Stücks geknüpft ist.

Der Zweck soll aber auch **moralisch** seyn. Dies begreift nicht nur die Vorschrift in sich, daß der dramatische Schriftsteller keine unsittliche Grundsätze zu befördern suche, nicht, nach dem Muster der Franzosen und Italiener, betrogne redliche Väter und Ehemänner zu einem Gegenstande des Spottes und der Schadenfreude mache; sondern auch, daß er sich enthalte, solche Süjets zu wählen, die, zu speciel, nur Wenige interessiren, nur für gewisse Stände unterhaltend seyn können. Deswegen wird der **Graf Wal-**

 tron

tron oder die Subordination immer ein sehr mittelmäßiges Schauspiel bleiben, nicht nur der äusserst kahlen Behandlung, sondern schon deswegen, weil das Süjet kein allgemeines menschliches Interesse erweckt, weil die ganze Idee zu diesem Stücke wegfallen würde, wenn nicht ein gewisser Stand gewisse Vorurtheile zu Grundsätzen erhoben hätte, welche der philosophische Zuschauer nicht anerkennt. Es folgt aber auch aus jener Vorschrift, daß in einem guten Schauspiele die unmoralischen Menschen keine so glänzende Rolle spielen, nicht in ein so vortheilhaftes Licht gestellt werden müssen, daß sie, statt Unwillen zu erregen, zur Bewundrung hinreissen und zur Nachahmung reizen. Endlich folgt daraus, daß die pöbelhaft niedrigen Scenen von unsern Theatern entfernt bleiben müssen, weil sie das moralische Gefühl der bessern Zuschauer empöhren.

Allein das Schauspiel soll nicht nur Unterricht, sondern auch **Vergnügen** gewähren. Diese Forderung schliesst auf keine Weise den tragischen Stoff aus. Die Thränen, welche man der leidenden Tugend zollt, gewähren dem

Herzen oft einen sehr süßen Genuß. Das Mitgefühl mit dem Leiden andrer edeln Menschen befestigt in dem innern Bewusstseyn eigner Seelen-Güte. Es schmerzt wohl, wenn man den Unschuldigen von der Bosheit unterdrückt sieht; aber wenn dieser Unschuldige dennoch seinen Grundsätzen treugeblieben ist und also die Tugend auch noch im Tode triumphirt; so entsteht eine Art von Vergnügen, das ein empfindendes Herz vielleicht nicht gegen die Freude über eine frohe Begebenheit vertauschen mögte. Wer wird nicht lieber Emilia Galotti durch einen freywilligen Tod den Klauen des Lasters entrissen, als sie, zur Maitresse des Fürsten erhoben, in Glanz und Wohlleben sehn? Stücke aber, in denen, ohne moralischen Zweck, Gräuel auf Gräuel gehäuft sind, die nur erschüttern, nicht rühren, und Stücke, in welchen man die besten Menschen, man weiß nicht warum? auf die unverdienteste Art vom Schicksale verfolgt, von der Vorsehung gleichsam verlassen sieht, wie z. B. in des Herrn von Kotzebue **Adelheid von Wulfingen**, müssen nicht auf die Bühne gebracht werden. Gäbe es auch dergleichen Begebenheiten im würklichen Leben; so liefern sie

doch keinen dramatischen Stoff; Ihr öftrer Anblick bessert nicht, sondern macht muthlos, wild, grausam; man verhärtet sich durch die Gewohnheit, immer Schandthaten oder unvermeidliches Elend vor Augen zu sehn, gegen welches weder Klugheit noch Rechtschaffenheit sichern kann; und da doch der größte Theil der Zuschauer in das Schauspielhaus geht, um auszuruhn von Geschäften und Sorgen; so ist es wahrlich unverantwortlich, wenn man ihn bedrängter und kummervoller nach Hause schickt, wie er eingetreten war. So weit braucht nun freylich die so genannte poetische Gerechtigkeit nicht ausgedehnt zu werden, daß grade am Ende jedes Schauspiels die bösen Menschen bestraft werden, und die guten zu Glück und Ehre kommen müssten; aber man muß doch die tröstende Wahrheit immer anschaulich machen, daß der Tugend ein innerer Triumph gewiß ist, den ihr die Bosheit nicht rauben kann, und daß der Lasterhafte, von äusserm Glanze und von Hoheit umgeben, dennoch nicht zu beneiden ist.

Man kann also jenes moralische Vergnügen empfinden: im **Tragischen**, wo uns gezeigt

wird,

wird, welches Unglück Leidenschaften, Verirrungen des Herzens und des Kopfs stiften können, daß aber der grade Weg, den Weisheit und Tugend bezeichnen, zu unvergänglicher Glückseligkeit führt; im Gemischten oder so genannten **ernsthaften Drama**, wenn wir sehen, daß feste Redlichkeit und Klugheit uns aus den verwickeltsten Lagen reissen, Schwierigkeiten, welche uns die Bosheit in den Weg legt, überwinden können und wir uns an dem Betragen edler Menschen bey wiedrigen Schicksalen spiegeln; in **Character-Stücken**, indem man uns zeigt, wie die feinen Falten des menschlichen Herzens sich oft in ganz kleinen, unbedeutend scheinenden Handlungen verrathen; in **Intriguen-Stücken**, wo man unsre Aufmerksamkeit auf die sonderbaren Verwicklungen der menschlichen großen und kleinen Begebenheiten hinleitet; und im **Comischen**, wo die Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite dargestellt werden; daher denn die verschiednen Gattungen von Schauspielen entstehen, je nachdem der dramatische Schriftsteller einen dieser Zwecke vorzüglich zum Gesichtspuncte nimt.

Da endlich das Theater uns nicht bloß einen moralischen Genuß, sondern auch angenehme **Unterhaltung**, Erholung von ernsthaftern Geschäften gewähren soll; so muß dafür gesorgt werden, daß in der Handlung und in dem ganzen Gange eines Schauspiels Interesse und Lebhaftigkeit herrschen, damit die Aufmerksamkeit des Zuschauers nie ermüde, welches bey den wichtigsten moralischen Lehren, so viel reines Vergnügen sie auch dem denkenden Manne verschaffen, dennoch der Fall seyn kann. Man setzt aber immer solche Zuschauer voraus, die zwar nicht wollen, daß man ihnen Langeweile mache, die doch aber **ausser** den Grenzen der Moral und Vernunft keine Unterhaltung finden können. Folglich sind die so genannten Spectakel-Stücke, welche bloß für das Auge gearbeitet zu seyn scheinen und solche Farcen und Possen, die gar keine nützliche Wahrheiten anschaulich machen, nicht unter die guten Schauspiele zu zählen.

Alle diese Regeln nun sind nicht willkührlich angenommen, sondern aus der Natur, aus Ueberlegung dessen, was Würkung thut und aus dem richtigen Begriffe von dem Zwecke eines

Schau-

Schauspiels entlehnt. Freylich ist es nicht leicht, sie alle zu beobachten, und dennoch die Fesseln nicht sichtbar werden zu lassen, welche man dadurch dem Genie anzulegen scheint; Nur den bessern Köpfen gelingt es, diese Schwierigkeiten zu überwinden; allein mittelmäßige Genies sollen auch nicht für das Theater schreiben. Will indessen der Mann von größern Fähigkeiten sich über einige jener Regeln hinaussetzen; so muß er diese, ihm allein zu gestattende Freyheit, durch größere Schönheiten seines Werks, worüber man die kleinern Mängel vergisst, erkaufen. Schauspiele, in welchen wenig auf Regelmäßigkeit Rücksicht genommen ist, können übrigens, wie dialogirte Erzählungen betrachtet, angenehm und nützlich zu lesen seyn, machen aber darum noch kein Ganzes aus, das mit Erfolge auf die Bühne zu bringen wäre.

Sehr viel hat also der dramatische Schriftsteller zu beobachten, wenn er ein Meisterstück liefern will: kluge Wahl des Stoffs, des Gegenstandes, des interessantesten Zeitpuncts; zweckmäßige Vertheilung des Ganzen, Anordnung des Plans, Oeconomie des Stücks, Schür-

zung des Knotens; Wachsendes Interesse; Wahrheit in Darstellung; Geschmeidigkeit, Natur, Lebhaftigkeit und Kraft im Dialoge und der Diction; Raschen Gang der Handlung, Sprach-Richtigkeit; ungezwungne Anreyhung der Episoden; Vermeidung aller Flick-Rollen und Flick-Scenen, Sprünge und Lücken; natürliche Herbeyführung der Catastrophe; wohl verstandne poetische Gerechtigkeit; Unzweydeutigkeit der Grundsätze; Unschädlichkeit der Bilder; Vermeidung zu specieller Beziehungen, damit der Lasterhafte und Thor sich zwar getroffen, aber nicht beleidigt fühlen und sehr viel andre Rücksichten, welche hier aus einander zu setzen die Grenzen dieses Werks überschreiten hiesse. Wie wenig aber unsre neuern Schriftsteller von diesem Allen leisten, davon liefert uns jede Messe die kläglichsten Beweise.

Als zuerst unsre Bühne anfieng, sich einiger Regelmäßigkeit und Würde zu befleissigen; da nahmen die teutschen dramatischen Schriftsteller sich die Franzosen zum Muster; allein man hat doch bald eingesehn, wie wenig die flache Manier dieser Nation teutsche Köpfe und

Herzen befriedigt. Ich will hier zuerst von der Tragödie reden: Alle französische Trauerspiele haben einerley Schnitt; der Plan ist leicht zu übersehn, die Catastrophe nicht schwer zu errathen, die Helden, die insgesamt, aus welchem Zeitalter und Himmelsstriche sie auch herbeygeholt sind, den französischen Schnitt haben, lassen sich von ihren hölzernen Confidents ihre Empfindungen, Schicksale und Vorsätze abfragen, declamiren gewaltig und kramen Sentiments und Maximen in wohlklingenden Versen aus. Handlung findet man desto weniger in diesen Stücken; die Natur ist in den Schraubstock der französischen Lebensart gezwängt und die Leidenschaften reden die Sprache der höflichen Convenienz.

Lessing zuerst schüttelte das Joch dieser Nachahmung ab, legte Kraft und Originalität in seine Charactere, ließ seine Personen nicht viel plaudern und predigen, sondern handeln, und wusste seinem Dialoge eine Lebhaftigkeit und Feinheit zu geben, worinn nur Wenige, so wie in der Kunst, seinen Plan zu bearbeiten, ihm gleichkommen. Allein man muß doch gestehn, daß sein Ausdruck zuweilen zu gesucht

ist, besonders in dem Munde solcher Personen, denen man eine gewisse Art von Cultur nicht zutraun kann. In Emilia Galotti hauptsächlich werden die häufigen Witzeleyen und Wortklaubereyen ein wenig wiedrig; z. B.

„Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu „viel arbeiten müssen —"

„Ich meine nicht Vieles, sondern viel."

„Redlich, sag ich! — Nicht so redlich, „wäre redlicher."

„Unzufrieden — Und doch bin ich wiederum „sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit."

„Wie viel geht da verlohren! — Aber, „wie ich sage, daß ich es weiß, was hier ver„lohren gegangen, und wie es verlohren gegan„gen, und warum es verlohren gehn müssen —"

„Dem Himmel ist beten wollen, auch „beten —"

„Und sündigen wollen, auch sündigen."

Sodann der Gräfinn Orsina lange Commentare über Gleichgültigkeit und über Zufall; Ferner:

„Schlim-

„Schlimmer als tod" — „Schlimmer? „schlimmer als tod? Aber doch zugleich, auch „tod? Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres" — „Nicht zugleich auch tod."

„Entweder ist nichts verlohren, oder alles. „Ruhig seyn können und ruhig seyn müssen" —

Endlich Emiliens Zergliederung des Begriffs von Gewalt und viel andre Stellen von der Art sind wenigstens keine passende Schönheiten; aber wer wird nicht gern an solchen Meisterwerken kleine Flecken übersehn?

Hätte nicht der Tod uns diesen großen Mann so früh entrissen und wollte **Leisewitz** noch einmal zu der tragischen Muse zurückkehren, um uns mit mehr solchen vortreflichen Werken zu beschenken, wie sein Julius von Tarent ist; so würden wir weniger Mangel an regelmäßigen guten Trauerspielen haben. Indessen hat **Gotter** durch Umarbeitung der französischen Merope und Melanie die kleine Anzahl derselben vermehrt. Ueberhaupt gerathen ihm dergleichen Verpflanzungen der bessern ausländischen Producte in den vaterländischen Boden ganz vortref-

treflich; Dabey ist seine Sprache so edel, sein Gefühl so richtig; er weiß den wahren Conversationston zu treffen und seine Schauspiele verrathen den Mann, dem Welt und Menschen und die Sitten der höhern Stände nicht fremd sind. Auch **Bock** hat mit Erfolge ausländische Werke zum Grunde gelegt, um unsre Bühne mit Stücken zu bereichern, die sich zu der Stimmung des teutschen Publicums passen, vorzüglich aber der, als Künstler, Schriftsteller und Mensch gleich verehrungswürdige **Schröder** — Kehren wir jedoch zu dem Trauerspiele zurück!

Sobald man in Teutschland bekannter mit der englischen Literatur wurde und einige unsrer besten Schriftsteller das Publicum aufmerksam auf Schakespears Werke machten, wollten die declamatorischen Tragödien nach französischem Schnitte nicht mehr schmecken. Man brachte ein Paar Trauerspiele des englischen Dichters mit Erfolge auf unsre Bühne; und nun wollte alle Welt nur Stücke in Schakespears Geschmacke sehn. Das tolle Heer der Nachahmer, statt die wahren Schönheiten dieses großen, kühnen Naturmalers zu studieren, glaubte auch

etwas von der Art liefern zu können, wenn es seine Unregelmäßigkeit und seine Auswüchse, seine Wortspiele, seine blumenreiche Sprache, seine Darstellung wahnwitziger Menschen, seine Gespenster-Erscheinungen und seine Pöbel-Scenen bey uns einführte. Das fiel ihnen nicht ein, daß Schakespear gewiß alle diese Ungehörigkeiten würde vermieden haben, wenn in seinem Zeitalter ein reiner Geschmack geherrscht, wenn er selbst mehr gelehrte Cultur gehabt und wenn er nicht so viel Rücksicht auf die gemeineren Volks-Classen hätte nehmen müssen. Nun erschienen zuerst die tragischcomischen Farcen, voll Greuel, Abentheurlichkeiten und Possen, woran noch jetzt in manchen Städten das Publicum sich weidet. Man vergönne mir hier eine kleine Ausschweifung, um etwas über die Vermischung des Tragischen mit dem Comischen zu sagen!

Es würde eine sehr unnatürliche Forderung seyn, wenn man verlangen wollte, daß in einem Trauerspiele vom Anfange bis zu Ende nur gewinselt würde, und daß keine der handelnden Personen auch nur ein einziges fröhliches Wort

reden dürfe; Von einer andern Seite aber erfordert doch auch die Rücksicht auf den Haupteindruck, den das Stück machen soll, daß man den tragischen Gang der Handlung durch keine Scenen unterbreche, welche bey dem Zuschauer lautes Lachen erregen und ihn aus der Stimmung reissen müssen, die man in ihm hervorbringen will. Indessen lässt sich dieser Contrast zuweilen zu Verstärkung des tragischen Effects nützen; doch erfordert dann die Anwendung davon eine sehr weise Beurtheilung. In des vortreflichen **Schillers** Trauerspiele: **Cabale und Liebe** ist es Manchem anstößig gewesen, daß der alte Miller, bey Erblickung des Geldes, welches ihm der Major schenkt, in Sprüngen und possierlichen Ausrufungen seine Freude zu erkennen giebt; allein der Zuschauer von feinerer Stimmung fühlt lebhaft, daß nicht nur diese Aufführung in dem originellen Charakter des launichten alten Musicanten vollkommen gegründet ist; sondern auch, daß der unnachahmliche Schriftsteller (vielleicht das größte Genie unsers Zeitalters) grade durch diese lustige Scene die höchste tragische Würkung vorbereitet. Man gebe nur Acht auf die Verbindung, worinn

die

die Scene mit der vorhergehenden und folgenden steht! Der Zuschauer weiß schon, daß Louise bald das Opfer der Eifersucht ihres Geliebten werden wird; was für Eindruck muß es nun nicht auf ein gefühlvolles Herz machen, wenn man sieht, wie der alte Vater herumspringt und ausser sich vor Freuden ist, indem er glaubt, die Summe Geldes werde auf einmal allen seinen Sorgen um den Liebling seines Herzens ein Ende machen und ihm ein glückliches Alter bereiten; wenn man das sieht und zugleich bedenkt, daß in wenig Augenblicken diese schönen Hofnungen zertrümmert und seine Freuden in verzweiflungsvolle Klagen werden verwandelt werden? Ich wenigstens habe bey dem Anblicke dieser lustigen Scene immer einen Schauder empfunden; aber in der That pflegt statt dessen nur gar zu oft der Schauspieler, durch ein unkluges und übertriebnes Spiel, bey dieser Stelle das Zwergfell aller Zuschauer auf der Gallerie zu erschüttern. Der Dichter des Don Carlos wusste wahrlich wohl, was er that, als er jene Scene schrieb.

Während der Zeit, da die Anglomanie unser Publicum ergriffen hatte, erweckte Göthens **Götz von Berlichingen** bey den Dichterlein unsrer Nation den Kitzel, altteutsche Geschichten, besonders aus dem mittlern Zeitalter, auf die Bühne zu bringen. Göthe hatte seinen Götz offenbar nicht in der Absicht geschrieben, daß er aufgeführt werden sollte; als dramatisch bearbeitete Geschichte zum Lesen aber war es ein Meisterstück, voll Darstellung, Kraft und Interesse. Allein, wie es denn den Nachahmern geht, es war leichter, Schauspiele zu schreiben, die an Unregelmäßigkeit jenem Stücke gleichkamen, ja! es darinn übertrafen, als mit Göthens Geiste aus einem so rauhen Stoffe ein theatralisches gutes Product für unser Zeitalter zu bereiten; und so erschienen dann alle die unzählichen Ritter- und Spectakel-Stücke, womit wir seit einer Reyhe von Jahren sind beunglückt worden. Mein Widerwillen gegen diese Misgeburten ist größer, wie ich ihn zu schildern im Stande bin. Welchen Genuß, welchen Nutzen, welches sittliche Vergnügen kann wohl einem Volke, das auf einer so hohen Stuffe von Cultur steht, wie das teutsche, durch

durch die Vorstellung solcher Scenen aus den Zeiten des Faustrechts, aus den finstern Jahrhunderten erwachsen, in welchen Pfafferey, Adels-Vorurtheile, falsche Begriffe von Ehre und überall plumpe Rohheit herrschend waren? Und dabey noch die Ungeschicklichkeit in Anschlag gebracht, mit welcher die Herrn ein solches Süjet bearbeiten, ohne Einheit des Plans, welches auch der unglücklich gewählte Stoff oft gar nicht gestattet; ein verwirrtes Durcheinanderlaufen einer unzähligen Menge unbedeutender Personen! Und die Sprache, welche diese Menschen reden, die dann mehrentheils ein abgeschmackter Mischmasch von altem Ritter-Jargon und moderner Conversations-Sprache ist! Ueberlegt man nun noch dabey, wie lächerlich es herauskommt, wenn auf unsern kleinen Theatern Belagerungen, Turniere, Fürsten-Versammlungen und dergleichen vorgestellt werden; so ist nicht abzusehn, wie Menschen von gesunder Vernunft an Schauspielen von der Art Geschmack finden, wie sogar diese Armseligkeiten die bessern regelmäßigen Schauspiele und die ältern Meisterwerke haben verdrängen können.

Passender für uns, wie die französischen Trauerspiele, sind einige ihrer ernsthaften Dramen und Character-Stücke gefunden worden, obgleich die aus dem Englischen übersetzten, die wir auch größtentheils Schrödern zu danken haben, den Vorzug verdienen.

In der That scheint es, als wenn für das Genie unsrer Nation das ernsthafte Drama besonders annehmlich wäre; auch haben uns, neben den Producten, welche wir den Ausländern verdanken, einige teutsche Schriftsteller mit vorzüglich guten Stücken solcher Art beschenkt. Man kann zu dieser Gattung **Ifflands** Familien-Gemälde rechnen, die warme Theilnehmung bey Jedem erwecken, der Sinn für häusliche Freuden und Leiden hat. Iffland ist stark in dieser Art Malerey; doch übertreffen die **Mündel**, die **Jäger** und **Verbrechen aus Ehrsucht** seine neuern Stücke.

Es könnte scheinen, als wenn es immer schwerer würde, interessante Gemälde ernsthafter und comischer Art für das Theater zu liefern. Die Haupt-Thorheiten und Laster der

Menschen sind schon von ausländischen und teutschen dramatischen Schriftstellern geschildert worden; Wir haben einen Geizigen, einen Spieler, einen Lügner, einen Prahler, einen Ruhmräthigen, einen Zerstreuten und andre auffallende Charactere, theils ernsthaft, theils comisch bearbeitet, von Meisterhänden gezeichnet. Dazu kömmt, daß die täglich, durch Lectur und vermehrte Geselligkeit, in allen Classen der Bürger wachsende Menschenkenntniß, es schwer macht, dem Zuschauer Bilder darzustellen, die ihn durch Neuheit fesseln. Allein die Mischungen und feinen Nüancen bleiben immer unendlich mannigfaltig und der philosophische Seelen-Maler hat noch ein unermeßliches Feld vor sich. Indessen sieht man vielen unsrer geistig ärmern dramatischen Schriftsteller die Verlegenheit an, etwas noch nicht Gesehenes zum Vorschein zu bringen; und daher kömmt es dann, daß sie, statt die Natur zu copieren, Charactere von eigner phantastischer Schöpfung und höchst unwahrscheinlicher Composition zusammenflicken und, an die Stelle einer einfachen, interessanten Handlung, nach dem Muster der Italiener, durch verwirrte Schürzung des

Knotens und allerley Misverständnisse, die Aufmerksamkeit in Spannung zu halten suchen. Aus dieser Quelle kommen fast alle die so genannten Intriguen-Stücke, die mehrentheils, ohne Plan und Haltung, nur den Witz und die Neugier beschäftigen, Verstand und Herz aber leer lassen.

Den größten Mangel scheinen wir an guten eigentlichen **Lustspielen** zu haben. Es ist nicht unwichtig, hiervon einige Ursachen anzuführen. Ich werde es nicht wagen, zu entscheiden, ob unter uns nicht in der That die vis comica seltner und ob nicht vielleicht der ernsthafte, fleissige Teutsche ärmer an lebhafter Phantasie, leichtem Witze und ächtem Humor ist, wie die Bewohner andrer Gegenden von Europa; allein es stellen sich mir, ausser diesem, verschiedne Gründe dar, die es begreiflich machen, warum es unsern Schriftstellern schwer werden muß, solche comische Scenen auf das Theater zu bringen, die allen Classen der Zuschauer Nutzen und Unterhaltung gewährten. Unter den Engländern, vorzüglich aber unter den Franzosen, sind die Stimmung

und der Grad der Cultur in den verschiednen Ständen und in den abgesonderten Provinzen nicht so gegen einander abstechend, wie bey uns. Es giebt also da mehr allgemeine National-Narrheiten; und selbst die oft so äusserst sonderbare originelle Thorheit eines Engländers hat doch immer ein Gepräge, das jeder Engländer kennt und zu beurtheilen versteht. Bey uns hingegen, wo Erziehung, Bildung, Regierungsform, Gesellschaftston und Geschmack in den verschiednen kleinen teutschen Staaten und in den unzählichen Rang-Ordnungen sich so wenig ähnlich sehen, hat dasselbe Bild für manchen Zuschauer sehr viel Reiz, indeß der andre keinen Zug darinn findet, der ihm bekannt und natürlich vorkäme. Des **Grafen Soden** Lustspiel: **Lilliput** ist ganz Natur und zeichnet die Aermlichkeiten, die man an kleinen Höfen wahrnimt; aber aller Witz, der darinn herrscht, geht verlohren, wenn dies Stück im nördlichen Theile von Teutschland aufgeführt wird. Sehr schwer ist es also, die comischen Charactere auf der Bühne so zu behandeln, daß sie bey allen Classen der Zuschauer ihr Glück machen. An dieser Klippe scheitern so viele unsrer Lustspiel-

 Fabri-

Fabricanten und zwar mehrentheils von der Seite des niedrig Comischen, weil sie selten mit den feinern Thorheiten der höhern Stände bekannt sind oder sich auf zu specielle Schilderungen einlassen. Auch hierinn kann **Gotter** zum Muster des Bessern dienen; Wie äusserst fein ist nicht zum Beyspiel das Lächerliche in dem Lustspiele **die Erbschleicher** gefasst! Er hat hier sehr glücklich die brauchbarsten Scenen aus dem légataire universel genützt. Ueberhaupt verdienen dergleichen gute Umarbeitungen noch immer den Vorzug vor den mehrsten unsrer Original-Lustspiele; aber die Umarbeiter müssen Männer von Ueberlegung, Genie und Welt- und Menschenkenntniß seyn, um ihr Werk nicht zu **verplůmicken.**

Das ächt Comische kann theils in den Characteren, theils in den Situationen, theils endlich in den witzigen Einfällen beruhn, welche man den Personen in den Mund legt. Die Zeichnung originell comischer Charactere mislingt den mehrsten unsrer Schriftsteller, und wenn sie auch, wie zum Beyspiel Herr **Brömel** in einigen seiner Stücke und Herr **Bretzner**

in

in dem Lustspiele: **Complimente und Wind**, ein Bild von der Art vortreflich anlegen; so überladen sie es doch nachher auf die unwahrscheinlichste Weise im Colorit, oder verstehen die Kunst nicht, dem Ganzen Haltung zu geben. In Erfindung comischer Situationen ist Jünger glücklich; doch sind alle seine Stücke zu eilig hingeschrieben; einmal vorgestellt gesehn überraschen sie; aber bey genauerer Bekanntschaft vermisst man in ihnen weise Anordnung des Plans, gute Vertheilung des Ganzen und Würde und Correctheit im Ausdrucke und in der Sprache. Das Comische, welches bloß durch eingestreute witzige Einfälle bewirkt wird, ist, wie sich das wohl von selber versteht, allein nicht fähig, aus einem Stücke ein gutes Lustspiel zu machen; Es muß dahin passen, wo es steht, muß zu dem Charakter der Personen passen, denen man es in den Mund legt. Vor allen Dingen muß sich der Verfasser hüten, daß man ihm nicht ein Bestreben ansehe, seine lustigen Einfälle anzubringen, und daß nicht alle seine Personen, mögte ihre Erziehung und Bildung auch noch so verschieden seyn, einerley Art von Witz auskramen.

So viel über dramatische Schöpfung; Und nun zum Schlusse dieses Abschnitts noch **etwas von solchen Schriftstellern, die theoretische und critische Werke über die schönen Künste liefern!**

Für den Dramaturgen glaube ich schon in diesen Blättern genug gesagt zu haben; Er (und mit ihm Alle, die Kunstwerke prüfen und beurtheilen) vergesse nicht, den jungen Schriftsteller und Künstler auf die Regeln zurückzuweisen, welche nicht Willkühr und Pedanterey, sondern Natur und weise Ueberlegung vorgeschrieben haben! Er mache es ihm begreiflich, daß die kühne Uebertretung dieser Vorschriften allein noch nicht das Kennzeichen des höhern Genies, und daß es ehrenvoller sey, Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, als einer ausschweifenden Phantasie auf unbestimmtem Wege den Lauf zu lassen! Wenn ich aber von Dramaturgen rede; so denke ich dabey nicht an die besoldeten Schreiber, deren fast jeder reisende Principal Einen mit sich herumzieht, und der in fliegenden Blättern oder anonymen Briefen, die irgend ein gutwilliger Journalist einrückt,

das ganze Theaterwesen seines Gönners aus- posaunen und preisen muß.

Auch dem **musicalischen Schriftsteller** sey es gesagt, wie nöthig es im jetzigen Zeitalter ist, den jungen Componisten begreiflich zu machen, daß, wenn große Tonsetzer sich zuweilen, um besondre Würkungen hervorzubringen, gewisse Unregelmäßigkeiten erlauben, es darum noch nicht gestattet sey, die Vorschriften des reinen Satzes und der richtigen Harmonie für entbehrliche Dinge zu halten.

Die mehrsten Männer, welche über Theorie der Tonkunst geschrieben haben und selbst der Verfasser der zum Theil so vortreflich ausgearbeiteten musicalischen Artikel in **Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste**, schreiben der Music eine Würkung auf die sittliche Veredlung der Völker zu, von welcher ich mich nicht überzeugen kann. Daß sie von dieser Seite mehr wie sie jetzt leistet, leisten könnte, wenn man sie würdiger behandelte, wenn man aufhörte, die künstlichen Spielereyen, womit unsre mehrsten Tonstücke jetzt verziert sind, für

wesent-

wesentliche Schönheiten zu halten, und dagegen den Sinn für den wahren Gesang und eine ihm untergeordnete, nicht gesuchte Harmonie wieder zu erwecken; das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; Allein schwerlich wird man es je dahin bringen, die Music eine bestimmte, unzweydeutig verständliche Sprache der Empfindungen reden zu lassen. Sie kann, meiner Empfindung nach, nur dunkle Gefühle erregen, kann nur empfänglich machen für Eindrücke von sanfter oder heftiger, fröhlicher oder trauriger Art, die aber das Gemüth eben so wohl zu reinen und moralischen, wie zu üppigen und schwelgerischen Trieben in Bewegung setzen. Dasselbe schmelzende Adagio, welches während der Consecration in einem musicalischen Hochamte alle Zuhörer zu inniger Andacht und Anbetung stimmt, würde auch angewendet werden können, um ein gefühlvolles Herz zu den Regungen irdischer Liebe zu erweichen, und es giebt keinen characteristischen Unterschied in der musicalischen Sprache, wodurch man einen feurigen Marsch, der zur ächten Tapferkeit aufruft, von demjenigen unterscheiden könnte, durch welchen das Volk gereizt wird, den Pallast seines Königs zu stürmen.

Die Music macht also nur reizbarer, und daß dies eben so oft zum Nachtheile, wie zur Beförderung der Moralität geschehn könne, davon liefert uns leider! die sittliche Aufführung der mehrsten Tonkünstler den Beweis. Man halte mich deswegen nicht für einen Verächter der Music! Es wäre wohl sonderbar, wenn man etwas verachtete, womit man sich einen großen Theil seines Lebens hindurch viel beschäftigt hat. Aber eben weil das bey mir der Fall ist, wage ich es, über diese Kunst in einem entscheidendern Ton zu reden, wie der ist, den ich sonst zu führen pflege. Mir hat die Natur ein gefühlvolles Herz gegeben und ältere und neuere Music habe ich theoretisch und practisch mit anhaltendem Fleisse studiert, weiß also, was sie leisten und würken kann.

Eine sehr vollständige und gut geschriebene **Geschichte der Music** hat uns Herr Forkel geliefert. Aus Dankbarkeit für den Fleiß, mit welchem er die Materialien dazu gesammelt und so wohl geordnet hat, verzeyht man ihm gern seine musicalischen Compositionen und seine Critiken über Gluck, Vogler ꝛc.

Fähiger, wie die Music allein, eine bestimmte, deutliche Sprache der Empfindungen zu reden, ist die mit ihr verbundne höhere **Tanzkunst**, indem da die Pantomime, welche oft ausdrucksvoller wie Worte redet, die Dolmetscherinn der Music wird. Ueber diesen Gegenstand ist wohl bis jetzt noch nichts Besseres geschrieben, wie die lettres sur la danse, par Monsieur Noverre.

Die critischen Schriften **über Malerey und Bildhauerkunst** und die Beschreibungen der Kunstwerke des Pinsels und des Meissels sind hauptsächlich für den angehenden Künstler von großem Nutzen, um ihn aufmerksam auf kleine, oft übersehene Schönheiten und Fehler in Plan, Anordnung und Ausführung zu machen. Fast ganz vergebens aber liest sie der bloße Dilettant, wenn er daraus einen Theil des Genusses zu schöpfen denkt, den der Anblick solcher Kunstwerke gewährt. Wer kann die Würkung, welche schöne Formen, Colorit, treue Darstellung der Natur und was man sonst in Gemälden und Bildsäulen bewundert, auf die Seele machen, in Worten darstellen? Uebrigens sehen aber

auch Schriftsteller von der Art in den Kunstwerken oft Schönheiten und Absichten, an welche der Künstler selbst nicht gedacht hat. Auch rathe ich dem Kenner, welcher solche Sammlungen studieren will, nicht mit dergleichen Beschreibungen in der Hand dahin zu gehn. Er fessele nicht durch vorgefasste Meinungen und fremde Autorität sein freyes Urtheil; sondern überlasse sich den Eindrücken, die der Anblick auf seine eignen Gefühle macht, lese, wenn er will, nachher, was andre Werkverständige darüber gesagt haben, und gehe dann etwa noch einmal hin und schaue! Eine seltne Gabe, mit Kenntniß, Scharfsinn und Wärme über solche Kunstwerke zu schreiben, zeigt **Forster in seinen Ansichten am Nieder-Rhein.**

IX.

Etwas über Romane und andre Zweige der schönen Literatur.

Keine Gattung von Schriften scheint geschickter, das Nützliche mit dem Gefälligen zu verbinden und ernsthafte, wichtige Wahrheiten in ein angenehmes Gewand zu hüllen, wie der **Roman**. Hier werden Bilder aus dem würklichen Leben dargestellt, ohne daß der Maler sich einem so vielfachen Zwange zu unterwerfen braucht, wie der dramatische Schriftsteller. Den unbedeutendsten Stoff, wahr oder erdichtet, kann er mit dem größten Erfolge nützen. Er lässt so viel Personen aus allen Ständen auftreten, wie ihm beliebt, in so fern er sie nur zu Einer Haupt-Gruppe zu vereinigen versteht. Er kann eine unendliche Mannigfaltigkeit von Characteren auf den Schauplatz bringen. Er lässt seine Personen handeln, schreiben, erzählen, dichten, raisonniren über hohe und niedre Gegenstände, sich

sich mit einander unterhalten; und wenn er ihnen die kühnsten Meinungen und Grundsätze in den Mund legt, darf niemand ihn zur Verantwortung ziehn, in so fern diese Meinungen und Grundsätze nur zu dem Charakter der Personen passen. Die Lenkung ihrer Schicksale ist in seiner Hand; seine Phantasie beglückt einzelne Menschen, Familien und ganze Völker. Allein darum glaube doch der Romanschreiber nicht, daß gar keine Regeln für diese Gattung von Werken Statt fänden, daß er sich weder um Moralität, noch um Würde und Interesse des Gegenstandes, weise Vertheilung, Einheit des Zwecks, Behandlung, Anknüpfung, Ausdehnung, Verwicklung und Lösung, Wahrscheinlichkeit, Diction, Correctheit und Anständigkeit zu bekümmern habe! Der größte Theil dessen, was über dramatische Kunst gesagt worden, nebst alle dem, was überhaupt einem Schriftsteller von Vernunft und gutem Ton obliegt, ist auch auf ihn anwendbar; Nur legt ihm die Form seines Werks weniger Zwang auf. Selbst diese Form des Romans aber kann der Verfasser nach seiner Gemächlichkeit wählen. Er kann im eignen Namen seines Helden, also in der ersten Person,

oder, als Geschichtschreiber, in der dritten Person erzählen, kann das Ganze in einen Briefwechsel einkleiden, oder abwechselnd bald in Erzählung, bald in Briefen, bald auch in Dialogen die Geschichte fortrücken, ja! sogar in eingestreuten Gedichten seine Personen ihre Empfindungen ausdrücken lassen.

Die in Brief-Form eingekleideten Romane sind vorzüglich angenehm zu lesen, wenn der Verfasser die Kunst versteht, dem Style, nach der Verschiedenheit der Personen, die gehörige Abwechselung zu geben; aber eben deswegen und weil es nicht so leicht ist, durch eine solche Sammlung von Briefen den Faden der Geschichte ungezwungen hindurchlaufen zu lassen, hat diese Gattung für einen nicht sehr geübten Schriftsteller manche Schwierigkeit. Geschichts-Erzählung in der ersten Person wird leicht eintönig und es tritt auch oft der Fall ein, daß man den Helden in Lagen schildert, die er selbst schicklicher Weise nicht so treu, wie ein Andrer, beschreiben kann. Folglich scheint die Art, in der dritten Person zu erzählen, die bequemste, um so mehr, da sie die Freyheit nicht ausschliesst,

einzelne Episoden auf andre Art zu behandeln und auch Briefe einzustreuen.

Ich habe oft erklärt und größere Männer haben es vor mir gesagt, daß für junge Leute fast jede Romanen-Lectur schädlich sey. Es ist hier nicht nur bloß von solchen Werken die Rede, welche die Phantasie erhitzen, unbestimmte Thätigkeit erwecken, Leidenschaften und Triebe aufregen, Geschmack an seltsamen Abentheuern nähren und an Erwartung wunderbarer Entwicklung der Schicksale gewöhnen. — Und welcher Roman ist gänzlich davon frey, dergleichen unmerklich zu befördern? — sondern selbst von den besten Producten dieser Art. Sie vermehren die feinere Welt- und Menschenkenntniß, zeichnen gute, aber, des Contrastes wegen, auch schlechte Charactere. Nicht zu erwähnen, daß es bedenklich ist, ein junges Herz mit Verderbnissen bekannt zu machen, die ihm bis jetzt fremd waren; so fragt sich's: ist überhaupt der Jugend frühzeitig eine große Summe von Welt- und Menschenkenntniß nützlich? „Man kann" heisst es „am besten die Klippen vermeiden, wenn „man diese Klippen genau kennt;" Es scheint

so; allein wenig Menschen scheitern aus eigentlicher Unwissenheit; in den Jahren aber, wo von Innen und Aussen die Stürme der Leidenschaften, Begierden, Verführungen und Reizungen toben; da helfen solche moralische Seecarten nicht. Wachsamkeit, Vermeidung der Gelegenheit und böser Gesellschaften, ja! oft selbst die glückliche Unwissenheit sind die wohlthätigsten Verwahrungsmittel. Auch die treuesten Gemälde von der Art sehen auf dem Papiere ganz anders aus, wie die Originale in der würklichen Welt — ach! das Auge erkennt sie nicht wieder, erinnert sich ihrer nicht, in dem Augenblicke, wo es am nöthigsten wäre, und der weiseste theoretische Menschenkenner wird täglich betrogen und irregeleitet, ohne Erfahrung. Ist nun der Nutzen einer so frühen Bekanntschaft von der Art mit den Verderbnissen des Herzens und überhaupt mit der Welt und den Menschen ungewiß; so ist dagegen der Nachtheil desto gewisser und auffallender. Die mehrsten unsrer jungen Leute haben durch die immer allgemeiner einreissende Romanen-Lectur, bevor sie noch in die größere Welt treten, schon einen solchen Vorgenuß von

allem gehabt, was sie darinn erwarten können, daß, (gleich Dem, welcher der Vorstellung eines Schauspiels beywohnt, das er oft gelesen hat) nichts mehr sie überrascht; daß ihnen alles langweilig und alltäglich vorkommt; daß, um etwas Neues zu erleben, ihr Thätigkeits-Trieb sie rastlos auf Irrwegen herumtreibt; daß sie idealische Menschen aufsuchen, weil ihnen die würklichen zu gemein scheinen. — Und so schleppen sie dann voll Ueberdruß eine sehr traurige, freudenleere Existenz mit sich herum. Man wundre sich daher nicht, wenn ich das Lesen der besten Romane passender für gebildete Leute von Jahren und festem Character, wie für Jünglinge und Mädchen halte! So ein Blick, zurück in das unruhige Gewühl der Welt, durch welches man sich mit Ehren hindurchgearbeitet hat, gewährt dem Manne und Greise eine unterhaltende und nützliche Aussicht. Man findet da Gegenden, die man selbst durchwandert ist, Personen, Charactere, von alter Bekanntschaft; Angenehme Erinnerung, sowohl der genossenen Freuden, wie der überstandenen Kümmernisse, erfüllt dann die Seele; Man sieht auch die Gruben aufgedeckt, über

die man unwissend glücklich hinweggehüpft ist, und freuet sich, daß man der Gefahr entronnen. Man berichtigt durch fremde Erfahrung seine eignen und macht sich dadurch geschickter, ein weiser und vorsichtiger Lehrer und Wegweiser seiner Kinder und jungen Freunde zu werden.

Alle gebildete Nationen haben unter ihren literarischen Producten Romane aufzuweisen gehabt. Von den Griechen sind uns ein Paar Stücke dieser Art hinterlassen worden, die noch zu Mustern dienen können. In neuern Zeiten ist fast bey allen europäischen Völkern dieser Zweig der schönen Literatur vor andern beliebt geworden. Vorzüglich aber haben die englischen Romane zuerst unserm Geschmacke in diesem Fache eine gute Richtung gegeben. Der große Fleiß, mit welchem **Richardson** seine Charactere ausmalt, ist von Manchen getadelt worden; allein welch' eine Wahrheit und Haltung herrschen nicht in seinen Bildern; welch' ein Reichthum von Menschenkenntniß ist nicht aus seinen Werken, besonders aus seiner **Clarisse** zu schöpfen, und mit welcher meisterhaften Kunst führt er nicht die Geschichte bis zur

Catastrophe fort! Die originelle Laune, die Lebhaftigkeit und der Witz, mit welchem **Fieldings** und **Goldsmiths** Romane geschrieben sind, geben dieser Manier Reize, die man an Richardsons Werken in dem Grade nicht antrifft; überhaupt aber sind die Engländer Meister in ächter Seelen-Malerey. Wir müssen in diesem Fache des unnachahmlichen **Yorick-Sterne** anatomischen Zeichnungen des menschlichen Herzens einen hohen Platz anweisen; Sein **Tristram Schandy** und die **empfindsamen Reisen** haben zwar ein ganzes Heer schlechter Nachahmer in Bewegung gesetzt, aber auch die Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters auf die kleinern, und doch so wichtigen Characterzüge, die sich in äussern, unbedeutend scheinenden Handlungen offenbaren, geschärft.

Frankreich ist das Vaterland einer ungeheuren Menge höchst wäßrichter Romane, in welcher eine kahle Liebes-Intrigue die Grundlage ausmacht, die dann mit leeren Declamationen und Sentiments-Prunk aufgestutzt, nur solche Menschen beschäftigen kann, die mit Anwen-

dung ihrer Zeit verlegen sind. Viele dieser Romane sind dabey für die Jugend unendlich gefährlich. Ein abscheuliches Buch, welches aber mit großer Menschenkenntniß geschrieben ist und den Titel führt: les liaisons dangereuses, liefert ein treues Bild des schrecklichen Sitten-Verderbnisses, welches, besonders in den höhern Ständen, in Frankreich herrschend geworden war und nun dies unglückliche Reich in den Abgrund gestürzt hat. Allein kein Mensch, dem Tugend und Unschuld heilig sind, kann dies Buch ohne Abschen lesen und wer so etwas ohne Schaam hinschreiben und der Jugend in die Hände liefern durfte, verdient den Fluch jedes rechtschaffnen Mannes. **Rousseaus** Meisterwerk: Julie, ou la nouvelle Héloise, obgleich voll Gefühl für Tugend und Seelen-Adel, ist doch, des Verfassers eignem Geständnisse nach, für Jünglinge und Mädchen von reizbarer Phantasie und warmem Herzen, höchst gefährlich, zu lesen. **Le Sage** comische Romane können zum Muster in dieser Gattung Schriftstellerey dienen und es ist nicht möglich, mit mehr Scharfsinn und Laune, wie er, besonders in seinem Gil Blas de Santillana, nützliche

Wahr-

Wahrheiten und interessante Schilderungen in das angenehme Gewand einer leichtfertigen Posse zu hüllen. Voll Muthwillen, aber auch voll Witz sind **Crebillons** Romane. Wer boshafte Persifflage liebt, dem leisten **Voltairs** Schriften in diesem Fache ein Gnüge.

In keinem Lande in der Welt aber ist wohl eine größere und in so mannigfaltiger Manier geschriebne Anzahl von Romanen erschienen, wie seit zwanzig Jahren in unserm teutschen Vaterlande. Daß der größte Theil derselben von der elendesten Art ist, versteht sich wohl von selber. Weil indessen das Bedürfniß des Lesens neuer Schriften auch bey uns ein Zweig des immer steigenden Luxus geworden ist; so beschäftigt diese Art Schriftstellerey noch immer eine Menge Federn müßiger, zu sonst nichts tauglicher Leute, die, unbekannt mit Welt und Menschen, entweder verzeichnete Carricaturen für Original-Gemälde verkaufen und Sitten schildern, die ihnen fremd sind, oder uns in die Cirkel der niedrigen Volks-Classen und ungebildeter Studenten einführen.

Allein mitten unter diesem Haufen schlechter Producte besitzen wir auch eine beträchtliche Anzahl guter Romane, ernsthafter, comischer und gemischter Art, in allerley Form, wovon jeder denn aber wieder Gelegenheit zu neuem Nachahmer-Unfuge gegeben hat. **Wielands Agathon**, das Werk des tiefblickendsten Philosophen, erfahrensten Weltmanns und seelenvollsten Dichters, wäre allein hinreichend, in diesem Fache bey der Nachwelt die Ehre unsrer Literatur zu retten. **Göthens Leiden des jungen Werthers** — dies Meisterwerk in seiner Art, hat uns eine Ueberschwemmung von Liebes-Geschichten voll Sturm und Drang zugezogen und eine Zeitlang eine Sprache und Terminologie unter unsern jungen Leuten herrschend gemacht, wovor jeden Mann von gesunder Vernunft eckeln musste. Diese Thorheit wurde durch die mondsüchtige Periode der Winseley und Empfindeley verdrängt, von deren Einführung dem **Herrn Miller**, durch seine **Siegwarte** und **Burgheime**, die Ehre gebührt. Bald nachher riß auch die Wuth des Ritterwesens und der Durst nach Geister- und Hexen-Märchen unter den teutschen Romanen-Schrei-

bern und Lesern ein und diese noch fortdauernde Krankheit fällt leider! nur selten in die Hände eines Mannes, wie **Wächter** ist, dessen **Sagen der Vorzeit**, die er unter dem Namen **Veit Weber** herausgegeben hat, mit jedem Theile interessanter geworden sind. Mit comischen Romanen von vorzüglichem Werthe hat uns der **braune Mann** (**Müller in Itzehoe**) beschenkt. — Kurz! (Denn es würde die Grenzen dieses Werks überschreiten, auch nur die bessern Schriftsteller in jedem Fache namhaft zu machen) wir sind an guten Romanen aller Gattung reicher, wie an andern Producten der schönen Literatur.

Seit kurzer Zeit fängt man an, Geschichten in dramatischer Form zu schreiben, wozu vielleicht **Meißners Skizzen** und sein **Alcibiades**, in welchen doch aber nur einzelne Scenen dialogirt sind, Gelegenheit gegeben haben. Ich kann nicht sagen, daß diese Art von Behandlung Reiz für mich hat; am wenigsten, dünkt mich, verträgt es sich mit der Würde der Geschichte, würkliche Begebenheiten auf diese Weise, mit Erdichtung vermischt, in Romane zu verwandeln,

deln, besonders wenn dann, wie es oft der Fall ist, nicht die gehörige Ueberlegung angewendet wird, um die eingeführten Personen eine Sprache reden zu lassen, die dem Zeitalter, darinn sie gelebt haben, angemessen ist.

Der ergiebigste Zweig der heutigen Mode-Lectur sind die **Journale, Magazine, Museen, Monatsschriften** u. s. f. Wenn diese von der einen Seite die leidige Polyhistorey befördern und, durch die Mannigfaltigkeit der darinn zum Theil sehr flüchtig behandelten Gegenstände, die Leser verleiten, sich mit den daraus geschöpften oberflächlichen Kenntnissen zu begnügen; so stiften sie doch von der andern Seite auch vielfachen Nutzen. Es werden dadurch nützliche Wahrheiten auf leichte Weise in allgemeinen Curs gebracht. In manchen kleinen Aufsätzen, die man ausserdem nicht würde haben drucken lassen, werden wichtige Gegenstände, in gedrängter Kürze, mit ächtem Scharfsinne behandelt, aus einem neuen Gesichtspuncte dargestellt; und da bey vielen dieser periodischen Schriften nur auf eine bestimmte Classe von Lesern Rücksicht genommen ist; so beeifern

sich

sich die Schriftsteller, ihren Vortrag für gewisse Stände, Alter und Geschlechte auf eine Art passend einzurichten, die man von größern Werken, welche dem ganzen gelehrten Publico gewidmet sind, nicht erwarten kann.

X.

Von historischen, geographischen, statistischen Schriften, Zeitungen ꝛc.

Was kann dem Menschen interessanter seyn, wie die Geschichte dessen, was in vorigen Zeiten andre Generationen von Menschen in der Welt getrieben haben und die Beschreibung der vielfachen Veränderungen, die mit und auf der Erde seit Jahrtausenden vorgegangen sind? Die Urkunden aller Völker reichen nur bis zu einem gewissen Zeitpuncte hinan, wenn wir die Annalen der **Juden** ausnehmen. An diese knüpfen sich dann die Geschichtbücher der **Griechen** und **Römer**, von welchen ein reicher Schatz auf uns gekommen ist, der vielleicht noch einst vermehrt werden wird, wenn je einmal in Constantinopel aufgeräumt werden und in Italien nicht mehr verkehrte Regierungs-Grundsätze den Nachforschungen der unterirdischen Monumente der Vorzeit Hindernisse in den Weg legen sollten.

Bey allen europäischen Nationen, bey welchen die Cultur zu einer gewissen Höhe gestiegen, ist das Studium der Historie ein vorzüglicher Gegenstand der gelehrten Würksamkeit gewesen. Die beynahe allgemein übliche Form, die Schicksale der Völker im Ganzen, welche dabey das Haupt-Augenmerk seyn sollten, den Lebensbeschreibungen ihrer Regenten gleichsam nur einzuschalten, hat von je her dem philosophischen Geiste der Geschichte Fesseln angelegt; doch haben große Männer unter den **Engländern, Franzosen, Spaniern** und andern Nationen diese Schwierigkeit glücklich überwunden. In keinem Jahrhunderte aber sind so herrliche Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht worden, wie in dem unsrigen. Hierzu reichen jetzt die Regierungen beynahe aller Länder die Hände und die großen Reisen, welche auf öffentliche Kosten, auf dem ganzen Erdboden umher, angestellt werden, um die Länder- und Völker-Kunde zu vermehren, beginnen, an der Hand der sich in gleichem Verhältnisse vermehrenden Natur-Kenntniß, ein Capitel nach dem andern aus der alten Fabel in ächte Wahrheit umzuschaffen, Annalen und Ueberlieferungen zu berichti-

richtigen und das Feld zu ebnen, auf welchem wir für die Nachwelt fortarbeiten können.

Auch bey uns Teutschen hat dies Feld der **Geschichte, Erdbeschreibung** und **Statistik** seit einem Viertel Jahrhunderte eine reiche Erndte getragen. Die teutsche Geschichte der mittlern Zeiten müssen wir größtentheils aus alten Chroniken zusammensuchen, die indessen sehr nützliche Dienste leisten und oft helle Blicke veranlassen, die den Geist des Zeitalters enthüllen. Die Bemühungen unsrer neuern Geschichtschreiber werden durch Regierungen, die nach aufgeklärten Grundsätzen handeln, unterstützt; Man betrachtet nicht mehr die Archive wie eine Niederlage von Geheimnissen; Man gestattet dem Schriftsteller ein bescheidenes, aber freyes Urtheil über öffentliche Schritte und Anstalten, welche Einfluß auf die Bildung des Volks haben können, und bahnt dadurch Männern, auf welchen ein Geist, wie auf **Schlözer, Achenwall, Spittler, Büsching,** (dem Castelan von Europa) **Schiller, Schmidt, Toze, Normann, Krause, Herzberg, Archenholz,** dem **Schweitzer Müller, Schröck,**

Schulz von Ascherade und Andern ruht, den Weg, nicht nur in den ältern Urkunden aufzuräumen, sondern auch mit Freymüthigkeit die Geschichte ihres Zeitalters für die Nachkommen schon in die Hände der jetzigen Generation zu legen. Einige von ihnen thun dies in einer musterhaften Schreibart, und **Schulz von Ascherade** sogar in einem solchen **lateinischen** Style, der dem goldnen Zeitalter der römischen Literatur Ehre machen würde.

Man fasst alle Regeln für den Geschichtschreiber zusammen, wenn man sagt, daß er mit **Würde** und **Wahrhaftigkeit** schreiben müsse. Ein blumenreicher, poetischer, ein pretiöser und ein declamatorischer Styl sind eben so wiedrig, wie ein schleppender, wäßrichter Vortrag. Je mehr er die Kunst versteht, die Thatsachen selbst reden zu lassen, wenig eignes Raisonnement einzuflicken, aber auf die Darstellung dieser Thatsachen die ganze Kraft des Eindrucks zu bauen, den die Geschichte auf den Verstand und das Herz der Leser machen muß, desto würdiger ist sein Styl. Anders aber schreibt der Biograph und anders der pragmatische Geschicht-

schreiber, anders Der, welcher die großen politischen Weltbegebenheiten darstellt, anders Der, welcher einen einzelnen Zweig dieser Wissenschaft, Kirchen-Geschichte, Gelehrten-Geschichte u. s. f. bearbeitet. Wahrhaftig soll der Geschichtsschreiber seyn, das heisst: er soll nichts für gewiß ausgeben, als das, wovon er fest überzeugt seyn kann, daß es würklich so und nicht anders geschehen sey; er soll seine Muthmaßungen über Ursachen und Bewegungsgründe, wodurch die Thatsachen herbeygeführt worden, nicht mit den offen liegenden Veranlassungen dazu vermischen; Er soll Märchen und Volkssagen für nichts mehr verkaufen, als was sie sind; Es kömmt ihm nicht zu, eine Parthey zu ergreifen, und das Herz seiner Leser auf Unkosten der kalten, richterlichen Vernunft, zu bestechen. Leiden seine bürgerlichen Verhältnisse nicht, daß er freymüthig rede; so soll er ganz schweigen. Verachtung verdient der feile Lobredner, sey er nun Schmeichler der Fürsten oder des Volks, der, unter dem ehrwürdigen Namen des Geschichtschreibers, die Wahrheit beschiracht, Facta verdreht, verstümmelt, verschweigt und dadurch die Nachwelt täuscht. — Doch das ist

in

in unsern Tagen nicht mehr zu befürchten; die Zeit entwickelt alles und die folgende Generation weiß unter den Schriftstellern ihrer Vorfahren Diejenigen, welche sich ein Recht auf Dank, Zutraun und Ruhm erworben haben, von denen zu unterscheiden, welche Vergessenheit und Schmach verdienen.

Dies gilt denn auch überhaupt von allen **statistischen und politischen Schriftstellern.** In den jetzigen merkwürdigen Zeiten glaubt Jeder sich berufen, über die großen, wichtigen Staats-Begebenheiten und Verfassungen seine unmaßgebliche und maßgebliche Meinung zu sagen. Leute, die über diese Gegenstände nie reiflich nachgedacht und nie Gelegenheit gehabt haben, sich den Schwellen der Cabinette zu nähern, ja! die Welt und Menschen überhaupt nur aus Büchern kennen, geben den Völkern und Regierungen Rath und Vorschrift. — Nun! das mögte hingehn; Jedermann muß ja die Freyheit haben, seine Meinung zu sagen; aber wenn dergleichen schlechte Schriftsteller, gegen eigne Ueberzeugung, um die Gunst einer mächtigen Parthey, unwürdige Beförderung im bür-

gerlichen Leben, oder ein kleines Jahrgeld zum Sündenlohne zu erschleichen, die gesunde Vernunft mit Füßen treten, Vorurtheilen und widernatürlichen Forderungen das Wort reden und dadurch, wenigstens nach ihren schwachen Kräften, das Ihrige beytragen, schreckliche bürgerliche Unordnungen zu vermehren, Menschen, die schon gereizt sind, immer mehr zu erbittern und das fürchterliche Mistrauen zwischen Regenten und Völkern zu nähren; so ist für solche Verworfne die Verachtung eine zu gelinde Strafe. Uebrigens pflegen weise Regierungen, wenigstens in ruhigen Zeiten, es gern zu sehn, daß über politische Gegenstände, jedoch in einem bescheidnen Tone, geschrieben werde; und das mit Recht. Ueber alles, was bürgerliche Glückseligkeit betrifft, kann man nie genug raisonniren hören; keine Staats-Verfassung ist ohne Mängel, und durch das Organ der Schriftsteller gelangt zuweilen auf die leichteste Art, grade wenn es noch Zeit ist, die Stimme des Volks zu den Ohren der Fürsten; es müsste denn seyn, daß Diese von verrätherischen Leuten umgeben wären, die dergleichen Bücher den Augen ihrer Herrn vorsetzlich entzögen, oder ihnen nur solche

Werke in die Hände spielten, die ihre Absichten beförderten. — Und nun noch einmal! Wer über Rechte und Pflichten der Bürger im Staate redet, der heuchle nicht! Darf, oder will er nicht laut und freymüthig sagen, was er darüber denkt; so schweige er gänzlich; das ist der Klugheit und Rechtschaffenheit gemäß!

Von **Zeitungsschreibern** kann man gerechter Weise nichts weiter fordern, als daß sie, ohne ihre Erzählungen mit eignen Bemerkungen zu commentiren und ohne Parthey zu ergreifen, in einer reinen und ungeschmückten Schreibart, alle diejenigen merkwürdigen Begebenheiten treulich, unverstümmelt mittheilen, welche durch Privat-Briefwechsel, oder durch andre öffentliche Blätter, oder durch glaubwürdige Gerüchte zu ihrer Wissenschaft kommen — wenn sie anders **dürfen**. Da, wo man das aber nicht **darf**, sollte auch billig keine Zeitung geschrieben werden, oder wenigstens Der, welchem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie es in der Welt hergeht, sollte dergleichen Zeitungen nicht lesen. Blätter, worinn alles einseitig dargestellt ist; wo, wenn Schlachten geliefert werden, der

Feind immer mit großem Verluste davongelaufen, indeß bey dem begünstigten Heere nur Eine Kugel durch den Hut eines Pfeifers geflogen ist; Blätter, die zur Hälfte mit Beschreibungen der fürstlichen Geburtstags-Feste, Beförderungen und huldreichen Geschenke, zur andern Hälfte mit Empfehlungen schädlicher Quacksalbereyen und erkauften Lobes-Erhebungen schlechter Bücher angefüllt sind, verdienen nicht, gelesen zu werden. Uebrigens darf man von einem Zeitungsschreiber nicht fordern, daß er lauter zuverläßige Berichte, sichre Materialien zur Geschichte liefre. Er giebt die Nachrichten so, wie er sie bekommen hat; Um sie früh genug mitzutheilen, kann er sich nicht immer die Zeit nehmen, sie zu prüfen, oder die Bestättigung zu erwarten und seine Correspondenten, selbst wenn sie an Ort und Stelle sind, sehen nicht immer klar und unbefangen.

Zum Schlusse nur noch die einzige Bemerkung! Zeitungen sollten, als Volks-Schriften, wenigstens rein und correct geschrieben seyn und nicht eine solche Sammlung von Sprachfehlern enthalten, wie die mehrsten Blätter dieser Art, welche im südlichen Teutschlande herauskommen.

XI.

Etwas von scientifischen Werken, Lehrbüchern, Volks-Schriften rc.

Wer über ein einzelnes **wissenschaftliches** Fach schreibt, der wähle eines, dem er gewachsen ist; und wenn er nicht mehr zu sagen weiß, als was schon hundertmal ist gedruckt worden, oder es nicht besser und deutlicher zu sagen weiß; so vermehre er nicht den großen Haufen der Maculatur! Für die nächsten hundert Jahre sind die Gewürzkrämer noch reichlich versehn.

Der gelehrte Schriftsteller gebe nicht das Theoretische, Speculative, Vermuthliche, Ungewisse, für erprobte und geprüfte Wahrheit; Der **Naturforscher** mache nicht eher seine Versuche als Erfahrungen bekannt, bis er sicher ist, daß keine Art von Täuschung ihn geblendet habe!

Systemgeist ist die ärgste Art von Verblendung; wem es um Wahrheit zu thun ist, der

suche sie, so viel möglich, mit ungefesseltem Geiste und unbefangnem Herzen!

Dem **Philosophen** muß man erlauben, mit seinen Nachforschungen eine dunkle Bahn zu betreten, ohne die Leuchte der Offenbahrung mit sich zu nehmen. Ihm kömmt es darauf an, zu zeigen, wie weit die menschliche Vernunft ohne höhern Wegweiser kommen kann. Er ist darum noch weder Leugner, noch Spötter, noch Zweifler. Im Gegentheil! Der sehnt sich gewiß am eifrigsten nach dem Lichte der Offenbahrung, der nichts unversucht gelassen, ohne dieselbe Befriedigung zu finden, aber sie nicht gefunden hat und es giebt keine gründlichere Widerlegung der Zweifel gegen die reine Religion, wie die Aufforderung, ein besseres, glaubwürdigeres und beruhigerendes System zu erfinden.

Gelehrte **theologische** und besonders solche Schriften, welche **Glaubenslehren** irgend einer Kirche **bestreiten**, sollten, so wie alle **medicinische Werke**, lateinisch geschrieben werden. Das heisst nicht, den Weg zur Wahrheit versperren, wenn man Den, welcher sich unter-

rich-

richten will, in die Nothwendigkeit setzt, sich Vorkenntnisse zu erwerben, die Sprache der Gelehrten zu lernen; und es taugt nicht für den unwissenden Layen, im dogmatischen, wie im medicinischen Fache, wenn man ihn verleitet, allerley unnütze Versuche mit neuen Arzeneyen an seiner Seele oder an seinem Leibe zu machen.

Wer uns ein neues philosophisches System darlegt, der macht sich sehr verdächtig, wenn er dies System in eine dunkle Sprache, in eine ungewöhnliche Terminologie einhüllt. Dies scheucht den gelehrten, geübten Denker davon zurück, bey der Ungewißheit, ob er, nachdem er noch einmal ein A. B. C. gelernt, auch würklich neue Sachkenntnisse zu erwarten habe; und so zieht dann mehrentheils der neue Sectenstifter nur solche Schüler an sich, die sich entweder leicht mit Worten bezahlen lassen, oder die alles Neue lieben und alles Dunkle für erhaben halten.

Der Schriftsteller, welcher Gegenstände der Moral behandelt, muß sich hüten in einen trocknen und langweiligen Vortrag zu verfallen.

Nicht jeder sittliche Gegenstand lässt sich leicht und scherzhaft einkleiden; aber der ernste Ton verträgt sich sehr wohl mit Lebhaftigkeit und Wärme.

In **Erbauungsschriften** herrsche eine edle, einfältige Herzens-Sprache! Nur das kann zu dem Herzen gehn, was wahrhaft aus dem Herzen kömmt. Blumen der Beredsamkeit, Witz und wäßrichte Declamation sind da gleich übel angebracht.

Zur Ehre der Literatur unsrer Zeiten fängt ein Zweig derselben welcher noch vor Kurzem in voller Blüte stand, nach und nach an, zu welken; ich meine die **mystische Literatur**. Mehrere Jahre hindurch hat man das teutsche Publicum mit Freymaurer-Büchern von gewisser Gattung, mit Rosenkreuzer- und andern Schriften dieser Art überschwemmt. Die größte Anzahl der Menschenkinder auf dieser Erde sind und bleiben denn doch immer sogenannte Profane, die das Unglück haben, dergleichen Quintessenzen der höhern Erkenntniß für eitel Thorheit und Unsinn, oder für leere, zeitverderbliche Possen,

oft

oft auch wohl noch für etwas Aergers zu halten. Diese denken dann, es sey genug, wenn man conniuendo ernsthaften Leuten erlaube, heimlich für sich Kindereyen zu treiben, aber höchst unbescheiden, diese Duldung zu misbrauchen, um leere Träumereyen in die Welt hinein zu schreyn, besonders wenn vielleicht gar in dem eckelhaften Jargon der Mystic ein gefährlicher Sinn verborgen seyn könnte. Ueberhaupt soll man, meine ich, nicht dasjenige laut ausrufen, was nur wenig Menschen interessiren kann, und deswegen kömmt mir es auch wiedersinnig vor, nach dem Beyspiele gewisser Schriftsteller, **Manuscripte für Freunde drucken zu lassen.** Was man drucken lässt, hört auf Manuscript zu seyn, und was man seinen Freunden zugedacht hat, kann man ihnen füglich ohne Aufsehn zuschicken.

Lehrbücher für Kinder und Jünglinge müssen sich durch einen deutlichen, lichtvollen Vortrag, durch Ordnung und systematische, gründliche Entwickelung der Begriffe, vom Einfachen bis zum Zusammengesetzten hinauf, empfehlen.

Um

Um diesen Theil der Litteratur und um **Erziehungs-Schriften** haben sich in den letzt verfloßnen Jahren einige edle Männer sehr verdient gemacht, obgleich auch ein Ballast von pädagogischen Schriften erschienen ist, über deren Werth, so wie überhaupt über die Methode mancher neuern Erzieher, ich zuweilen gewagt habe, meine ketzerischen Zweifel zu äussern. Meinem Gefühle nach hat keiner unsrer Schriftsteller in so hohem Grade, wie **Campe**, die Gabe, in Lehr- und Lese-Büchern für die Jugend den rechten Ton zu treffen, Würde mit Lebhaftigkeit und Einfalt, Unterricht mit angenehmer Unterhaltung zu verbinden und sich zu den Kindern herabzustimmen, ohne kindisch zu werden.

Auch **den so genannten niedern Volks-Classen** beeifern sich die Gelehrten unsers Zeitalters in Schriften nützlich zu werden. Die väterliche Sorgfalt mancher weisen Regierungen unterstützt sie in diesem Vorhaben; Cathechismen, Andachtsbücher, Calender, Werke über alle Theile des Landbaues, der Haushaltung, Anweisung für Handwerker und Künstler, Vor-

schrif-

schriften zu Bildung des gemeinen Brief-Styls, Beschreibungen fremder Länder und dergleichen erscheinen jetzt, in welchen man Aberglauben und verjährte Vorurtheile zu unterdrücken und in einer faßlichen Schreibart den ehemals so vernachlässigten Bürgern und Bauern solche Kenntnisse beyzubringen sucht, die ihm in seinen häuslichen Geschäften, zu Erhaltung seiner Gesundheit, seines frohen Muths und zu Beruhigung seines Herzens dienlich seyn können. Es ist nicht so leicht, wie man wohl glaubt, hierinn den rechten Ton zu treffen und in Beförderung der so gepriesenen und so gelästerten Aufklärung nicht weiter zu gehn, wie weise Beurtheilung der Bedürfnisse, der Empfänglichkeit und der Folgen es erheischt. Viel Schriftsteller setzen diese Rücksichten aus den Augen; und da auch die Wuth des Bücherlesens aller Art unter allen Ständen täglich zunimt; so geht wohl in der That die Volks-Aufklärung einen schnellern Gang, als man wünschen mögte.

XII.

Ueber Critic, Streitschriften, Satyre ꝛc.

Die ächte Critic ist eine große Wohlthäterinn der Literatur; Sie beurtheilt mit nüchterner Vernunft und Unpartheylichkeit die Werke der Schriftsteller, mit Rücksicht auf Natur, Schönheit, Wahrheit und die darnach bestimmten Regeln der Kunst; vergleicht sie mit den Meisterstücken, die den Beyfall aller verflossenen Zeitalter gewonnen haben; läßt sich nicht hinreissen von einzelnen blendenden Schönheiten, sondern hat stets den Zweck und die Würkung des Ganzen in allen seinen Theilen vor Augen. Sie wiedersetzt sich einem einreissenden üppigen, oder verderbten, falschen Geschmacke, gefährlichen Täuschungen, Vorurtheilen und Irrthümern; zeigt, durch Zergliedrung der bessern Werke, jungen Schriftstellern den Weg, welchen sie gehn müssen, wenn ihre Arbeiten dauernden Werth haben sollen und lehrt die Leser, sich

Rechen-

Rechenschaft geben von den Eindrücken, die ein Buch auf sie macht. Sie läſſt ſich nicht irre machen durch Authoritäten, Vorliebe, Mode, vorübergehenden Enthuſiasmus, Schwärmerey und Anſehn großer Namen. Je berühmter, je größer der Mann; deſto mehr fordert, deſto ſtrenger iſt ſie in ihrem Urtheile. Es iſt ja auch mit der Wahrheit und Weisheit, wie mit dem Gelde; Die erſten zehntauſend Thaler ſind ſchwer zu erwerben; nachher wächſt das Capital, wie ein Schneeball. Eine Kenntniß reicht der andern die Hand, wie ein Handlungs-Geſchäft das andre erleichtert. Deswegen iſt es keinem Schriftſteller zu verzeyhn, wenn ſeine andern Werke leerer und kraftloſer, wie die ältern ausfallen, wenn ſeine Schreibart ſchleppender, langweiliger und unbeſtimmter wird. Daß ſeine Phantaſie reicher, ſein Witz lebhafter werde, iſt nicht zu verlangen, wohl aber, daß er dies ſelbſt einſehe und nicht, bey Abnahme dieſer Jugendkräfte, unter dem Schutze ſeines alten Ruhms, Producte in die Welt ſchicke, welche nur die niedrige Gefälligkeit ſolcher Recenſenten loben kann, die kein Gefühl von der Würde ihres Berufs haben.

Der Mann von wahren Verdiensten nimt gern gründliche und bescheidne Zurechtweisung an; der Stümper findet immer, daß ihm Unrecht geschieht, und klagt ohne Unterlaß über Verschwörung der Recensenten gegen ihn.

Eine freye, ernsthafte, von allen persönlichen Angriffen entfernte Beurtheilung eines Buchs, darf den Verfasser nicht beleidigen; Man kann ein sehr redlicher, auch ein verständiger und geschickter Mann seyn, und doch wohl einmal etwas drucken lassen, das keinen literarischen Werth hat.

So groß der Nutzen ist, den die ächte Critic stiftet; so wenig schadet den wahrhaftig guten Werken der ungeschickte, partheyische, oder hämische Tadel von einzelnen Recensenten. Er kann eine Zeitlang den Debit eines Buchs hie und da hemmen; aber noch nie ist ein vortrefliches Werk durch die Cabale der Kunstrichter zu einem Ladenhüter geworden, so wie auch noch nie die Posaune feiler Recensenten einer Schüler-Arbeit die Unsterblichkeit erblasen hat. Vernünftige Leute werden nur durch Gründe be-

bestimmt, vergleichen die Beurtheilung mit dem Beurtheilten, und die Stimme der Wahrheit dringt doch durch, trotz aller Cabale.

Am besten wäre es wohl, wenn die Recensenten mit der Anzeige ganz schlechter Schriften nicht ihre Zeit verschwendeten, sondern nur an Werken von Bedeutung die Mängel und Schönheiten zeigten. Jene Sudeleyen gehen doch bald den Weg der Maculatur; Sie verdienen nicht, zergliedert zu werden; geschieht das aber nicht; so klagt der Scribler immer über Machtsprüche.

Was man auch gegen die Anonymität der Recensenten sagen mag; so hat sie doch ihren großen Nutzen. Sie beugt der Entstehung persönlicher Feindschaften vor; der Recensent, welcher im bürgerlichen Leben vielleicht tief unter dem Schriftsteller steht, kann, ohne Rache zu fürchten, seinen Obern in einem Fache zurechtweisen, in welchem er, mehr wie Dieser, zu Hause ist; und da es hier gar nicht auf willkührliche Entscheidung, sondern auf Gründe ankömmt; so hindert die Anonymität, daß ein

großer Name der Recension unverdientes Gewicht gebe, oder ein unberühmter den Glauben an die Richtigkeit des Urtheils schwäche.

Man kann aber sehr richtig über etwas urtheilen, ohne darum im Stande zu seyn, es besser zu machen; Mancher ist auch gegen die Fehler seiner eignen Kinder blind, der darum doch den Werth und Unwerth fremder Geburthen sehr wohl zu würdigen versteht. Besser wäre es indessen freylich, wenn ein Mann, wie Boileau, der sich bey jeder Gelegenheit über die Verse, welche Quinaut, Chapelain, la Serre und Andre schrieben, lustig machte, selbst nicht viel solcher Zeilen drucken liesse, wie zum Beyspiele die folgenden, am Ende seiner dritten Satyre sind:

Qu'à Paris le gibier manque tous les hivers
Et qu'à peine au mois d'Août l'on mange des pois vers.

So wenig der Kunstrichter berühmten Männern Beyfall opfern soll, da, wo sie es nicht verdienen; eben so wenig erfüllt er seine

Pflicht, wenn er junge Schriftsteller, die Genie und Talent verrathen, aber noch mannigfaltig in der Bearbeitung fehlen, durch übertriebnes frühzeitiges Lob verleitet, eine zu hohe Meinung von sich zu fassen. Selbst in Privat-Briefen, die ein Mann, dessen Wort Gewicht haben kann, jungen Schriftstellern, welche ihm ihre Arbeiten überschickt haben, schreibt, ist es der Klugheit und Wahrhaftigkeit gemäß, sparsam mit den Superlativen in den Lobeserhebungen zu seyn. Von einer andern Seite aber ist es auch sehr ungerecht und undankbar, Männer, die eine neue Bahn brechen, ein bis jetzt noch wenig urbar gemachtes Feld der Literatur bearbeiten, oder sich durch Eifer für Wissenschaft, Wahrheit und Tugend um ihre Mitbürger verdient machen, kleiner, unbedeutender Fehler wegen, zu becritteln und zu necken.

Ein unsterbliches Verdienst um die teutsche Literatur und Critic hat sich, eine lange Reyhe von Jahren hindurch, mit unermüdetem Eifer und unbestechbarer Wahrheitsliebe, **Nicolai** erworben, und gewiß haben wir besonders der, unter seiner Leitung geschriebnen, allgemeinen

teutschen Bibliothek einen großen Theil der Fortschritte zu danken, welche ächte Aufklärung, gründliche Gelehrsamkeit und guter Geschmack bey uns gemacht haben. Wenn dennoch auch dies Werk nicht von allen Unvollkommenheiten frey ist; wenn ungeachtet aller seiner Bemühungen, in jedem Fache die Recensionen nur solchen Männern anzuvertraun, von deren Fähigkeit und Unpartheylichkeit er gewiß zu seyn glaubt; wenn dessen ungeachtet, in einem Zeitraume von acht und zwanzig Jahren, sich hie und da wohl einmal ein casus pro amico, ein wenig persönliche Feindschaft, oder Partheygeist, mit eingemischt hat; so unterscheidet sich doch dies critische Werk, von Seiten der Gerechtigkeit und Gründlichkeit, sehr vortheilhaft von andern dieser Art. Denn wie es leider! mit den mehrsten gelehrten Zeitungen und Recensions-Fabriken aussieht, ist bekannt genug. Unwissende Schwätzer und unbärtige Jünglinge sprechen da, in dem entscheidendsten Tone, End-Urtheile über die wichtigsten Werke, die sie kaum flüchtig durchgeblättert haben. Die Herrn Unternehmer mancher solcher Anstalt nehmen, um ihre Blätter anzufüllen, jede Recension ungeprüft

prüft an, in so fern nur ihre Privat-Meinungen darinn nicht angegriffen sind; denn fast jede dergleichen gelehrte Zeitung hält eine gewisse Parthey und man kann immer, ohne ein Buch gelesen zu haben, vorhersagen, sobald man nur den Haupt-Gegenstand desselben oder den Namen des Verfassers weiß, in welcher critischen Zeitschrift das Buch wird gelobt, und in welcher getadelt werden. Ihre eignen unbedeutenden Schriften lassen die Herrn Recensenten durch ihre Freunde lobpreisen; ja! es giebt sogar mehr wie Eine solche Recensions-Fabric, in welcher man von ganz unbekannten Leuten Beurtheilungen annimt und abdrucken läßt, wo also jeder Schriftsteller für sein baares Geld sich selber recensiren, ausposaunen und Leute, denen er feind ist, schmähen kann. An Verdrehung und Verstümmelung angeführter, aus dem Zusammenhange gerissener Stellen, an groben, ungesitteten Ausdrücken und an Einmischung hämischer, persönlicher Angriffe pflegt man es auch nicht fehlen zu lassen. Es hat kürzlich ein edler Wahrheits-Freund, der Doctor Meyer in Kiel, einen Recensenten dieser Art in einer eignen Schrift derbe zurechtgewiesen; allein diese Gat-

 tung

tung Menschen hat alle Schaam verlohren; Sie richtet indessen weiter keinen Schaden an, als daß doch ein Theil der Verachtung, welche auf sie fällt, mit auf die Critic überhaupt ausgedehnt, und daß unser Publicum immer mistrauischer gegen alle Recensionen wird.

In **Streitschriften**, welche unter Gelehrten gewechselt werden, sollte, wenn es beyden Theilen würklich nur um Erforschung der Wahrheit zu thun wäre, eigentlich kein andrer, wie ein feiner, gesitteter Ton herrschen; Indessen mischen sich nicht selten allerley Leidenschaften ein, und geben zu sehr ärgerlichen, tragisch-comischen Scenen Anlaß, welche sich gewöhnlich mit wenig Ehre für beyde Partheyen endigen. Man kann aber auch den gutmüthigsten Mann dazu verführen, daß er sich vergisst, und, wenn er nun einmal so gesinnt ist, daß er die Sachen gern bey dem rechten Namen nennt:

qu'il nome un chat un chat et Rolet
un fripon,

auch wohl einmal um sich schlägt, oder einen derben Trumpf aufsetzt. Was soll man mit

einem

einem Bösewichte anfangen, der eine öffentliche Beleidigung, Verleumdung, Beschimpfung von uns drucken lässt? Die Geissel der Satyre fühlt er kaum; ein Injurien-Proceß wird oft durch Partheylichkeit, Cabale und Chicane in die Länge gezogen, kostet mehr Geld, wie der ganze Verleumder werth ist und wird am Ende doch wohl so gedreht, daß man keine Genugthuung erhält; Dennoch ist es, ich gestehe es, unanständig, sich durch Schimpfworte zu rächen; Ich kann es nicht rechtfertigen; aber in einzelnen Fällen ist es doch wohl zu entschuldigen und zu verzeyhn. Uebrigens sind Verachtung und Stillschweigen eigentlich die besten Waffen gegen solche Menschen.

Die **Satyre** hat von je her Nutzen gestiftet und viel weniger Unheil angerichtet, wie Leute, die kein gutes Gewissen haben, gewöhnlich vorzugeben pflegen. Der redliche und verständige Mann braucht keinen satyrischen Schriftsteller, ja! nicht einmal einen **Pasquillanten** zu fürchten. Wenn durch sie auch seine kleinen Schwachheiten an den Tag kommen! — wer hat deren nicht? — Solcher Schwachheiten wegen wird man von andern redlichen Leuten

nicht verachtet. Thoren und Schurken aber hält oft die billige Furcht vor der Satyre von neuen Albernheiten und Verbrechen zurück. Es giebt Unthaten, die kein Gegenstand der gerichtlichen Bestrafung werden können; ein gelinder und milder Weg, diese zu ahnden, ist, sie der Verspottung preiszugeben, ohne den Namen des Verbrechers zu nennen. Sobald dies letztere nicht geschieht, darf die Satyre für kein Pasquill gelten und greift nicht in die Rechte der Justitz. Schlimm genug, wenn dann Jeder mit Fingern auf den Mann zeigen kann, der genannt ist! Der verdient gewiß den Schimpf; Kann es aber mehr Originale zu dem Gemälde geben; so ist es boshaft, Deutungen von der Art zu machen. Pasquillanten von der niedrigsten Gattung, wie zum Beyspiel die Verfasser des Schauspiels: **Bahrdt mit der eisernen Stirne**, bereiten, wenn es ihnen auch gelingt, der bürgerlichen Züchtigung zu entwischen, sich selber die härteste Strafe, nämlich die allgemeine Verachtung.

Auch im Fache der Satyre, der Ironie und Persifflage haben wir Schriftsteller aufzuweisen,

weisen, die an Witz, Feinheit und Laune den Ausländern älterer und neuerer Zeit nicht nachstehn dürfen; Ihnen danken wir, daß manche literarische Thorheiten nicht lange dauern und manche Verschwörung gegen die gesunde Vernunft noch zeitig genug unterdrückt wird.

XIII.

Etwas von Uebersetzern, Buchhändlern, Nachdruckern ꝛc.

Es ist ein Vorzug unsrer Zeiten, daß Männer, die mit den nöthigen Kenntnissen und Talenten ausgerüstet sind, das weniger sprachkundige Publicum, durch meisterhafte **Uebersetzungen**, mit den Schätzen alter und neuer ausländischer Literatur bekannt machen. Sie verdienen um so größern Dank dafür, je mühsamer diese Arbeit ist. Wenn es nur darauf ankömmt, den Sinn des Originals zu übertragen, auf die feinen Eigenthümlichkeiten der Schreibart aber, die sich oft so glücklich auch im Teutschen nachahmen lassen, gar keine Rücksicht zu nehmen, folglich vielleicht einen gedrängten, männlichen, kraftvollen Styl in ein wortreiches, gemeines Geschwätz zu verwandeln; Wenn man so nachlässig über die Arbeit hinausgehn will, wie etwa **Bahrdt über seinen Tacitus**,

tus, oder mit so wenig Kenntniß und Genie, wie der **Herr von Schirach** bey seinem **Plutarch** gezeigt hat, oder gar wie die Uebersetzungs-Fabricanten in **Straßburg**; so ist es wahrlich nur eine Hand-Arbeit, jedes Buch, das in einer uns nicht unbekannten Sprache geschrieben ist, zu verteutschen. Will man aber in den Geist eines Schriftstellers eindringen, seine ganze Manier, seine Laune, seine Schönheiten, selbst auch seine Fehler mit übertragen — kurz! will man Arbeiten liefern, wie sie uns **Wieland, Voß, Stolberg, Ramler, Garve, Bode, Forster, Bertuch** und Andre geschenkt haben; so gehört dazu nicht gemeine Geschicklichkeit.

Auch in Veranstaltung **schöner Ausgaben** fremder alter und neuer Werke weteifern wir jetzt mit den Ausländern und es ist kein geringer Vortheil für die Wissenschaften, daß diese Ausgaben zum Theil um einen auffallend niedrigen Preis verkauft werden.

Bey dem täglich in allen Ständen wachsenden Hange zur Lectur, sind Schriftstellerey

und

und **Buchhandel** ein bedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Regierungen geworden, besonders was die Rücksicht auf den dadurch beförderten Geld-Umlauf und die Handlungs-Bilanz betrifft. Es ist wahrlich nicht einerley, ob aus einem kleinen Ländchen jährlich Tausende für fremde Bücher hinausgehen, oder ob eine einzige Anstalt, wie zum Beyspiel die Carlsruher Sammlung **von Nachdrucken**, die Herausgabe der Schriften Voltaire's, Rousseaus, die Editionen der lateinischen Schriftsteller, die in Zweybrücken besorget werden u. d. gl. große Summen in das Land zieht. Es ist daher der Politic gemäß, vermögende, geschickte und unternehmende Buchhändler, nicht weniger wie gute Schriftsteller, zu begünstigen und ihnen allerley Vortheile und Freyheiten einzuräumen.

Der Buchhändler, welcher Gefühl von der Würde seines Berufs hat, kann sehr viel zur wahren Aufnahme der Literatur beytragen; allein er hängt, wie jeder andre Handelsmann, auch von der Mode und den Launen des Publicums und des Glücks ab, und deswegen ist es ihm wohl zu verzeyhn, wenn er an ge-

wisse

wisse Artikel, die grade zu der Zeit gut abgehen, ohne Rücksicht auf ihren innern Werth, mehr wendet, wie an andre.

Gegen den unnützen typographischen Aufwand, gegen das sehr verdächtige Pränumerationswesen, gegen den einreissenden Gebrauch lateinischer Lettern und gegen andre Misbräuche, welche in dies Fach schlagen, habe ich in den ersten Abschnitten dieses Buchs mich schon erklärt. — Nun zum Schlusse nur noch etwas über die **Nachdrucker!**

Von je her habe ich geäussert, daß ich das Nachdrucken der Bücher für eine sehr unredliche, diebische Unternehmung halte, welche jedoch, so lange darüber keine positive Gesetze gegeben sind, kein Gegenstand gerichtlicher Bestrafung seyn könne. Durch Veranlassung einer Aufforderung von Seiten eines hochachtungswerthen Schriftstellers (Müller in Itzehoe) bewogen, habe ich kürzlich in einer eignen Schrift meine Gedanken über diesen Gegenstand entwickelt und das Glück gehabt, ausser der Uebereinstimmung mit einigen ältern

Schrift-

Schriftstellern von Bedeutung, in meiner Art, die Sache anzusehn, grade denselben Weg zu treffen, den der edle **Reimarus**, welcher zu gleicher Zeit über den Nachdruck schrieb, eingeschlagen hatte. Dies ist sehr beruhigend für mich gewesen; und da seit dieser Zeit nichts von Belang zu Wiederlegung unsrer Gründe erschienen ist; so habe ich die Acten über diese Streitfrage als geschlossen angesehn. Indessen ist doch ein gewisser **Herr Magister Seidenstücker** in Helmstädt gegen mich zu Felde gezogen. Ich weiß nicht, warum er seine Abhandlung in nicht sehr bescheidnen und gesitteten Ausdrücken verfasst hat, da der Streit einen Gegenstand betraf, über den man wohl kaltblütig reden könnte; allein weil seine Schrift auch nichts enthält, als was schon oft besser, richtiger und bestimmter ist gesagt worden; so hat sie keine Sensation gemacht und das Publicum hat, so viel ich weiß, nichts daraus gelernt, als daß in Helmstädt ein Magister Seidenstücker lebt.

Und hiermit beschliesse ich dann meine Bemerkungen über Schriftsteller und Schriftsteller-

lerey,

lerey, werde mich sehr belohnt für meine Arbeit finden, wenn verständige Leser in diesem Werke Einiges ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth halten, und wenn angehende Schriftsteller daraus einigen Nutzen schöpfen, so wie mir auch jede Berichtigung und Zurechtweisung von einsichtsvollern Männern willkommen seyn wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hannover,

gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph

Ueber Schriftsteller und Schriftstellerey

Hannover 1793

L.eleg.g. 214 xg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574142-4
VD18 14709775-001